

4100

# Das Maßurenbuch

von Fritz Stowronnek

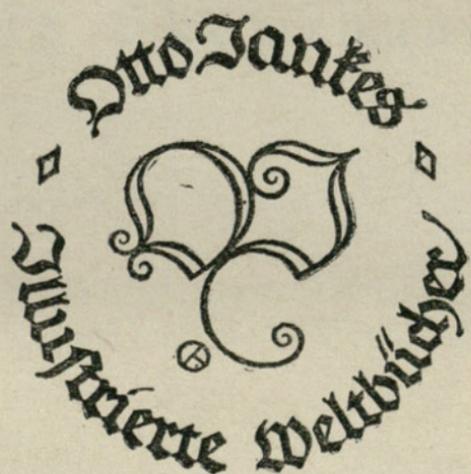
Otto Janke/Verlag

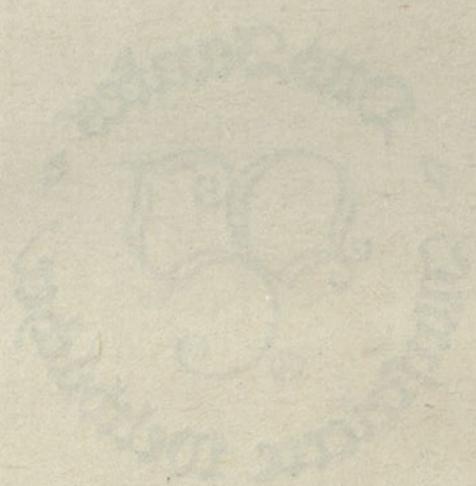






Otto Jantes  
Illustrierte Weltbücher





# Das Masurenbuch

Von

Fritz Skowronnek



CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5164770

Otto Janke, Berlin SW 11

Pejzazowa Nadbaltye .  
14. podr.

Alle Rechte nach dem Gesetz über  
das deutsche Urheber- und Verlags-  
recht vom 19. Juni 1901 vorbehalten.  
Copyright by Otto Janke, Berlin 1916



4100

NH-63236

## Masurenlied.

Wild flutet der See!

Drauf schaukelt der Schiffer im schwankenden Rahn!

Schaum wälzt er wie Schnee

Von graufiger Mitte zum Ufer hinan.

Wild fluten die Wogen auf Vaterlands Seen,

Wie schön!

O, tragt mich auf Spiegeln zu Hügeln, Masovias Seen

Masovialand, mein Heimatland!

Masovia lebe, mein Vaterland!

Wild brauset der Hain!

Drin spähet der Schütze des Wildes Spur.

Rühn dringt er hinein,

Durchirret die Wälder, die Felder, die Flur.

Ihr schwebenden Wolken, gedenket doch mein

Im Hain!

O, führt mich auf Flügeln des Windes zur Heimat ein

Der Jugend Hain, der Seen Strand,

Masovia lebe, mein Vaterland!

Tal, Hügel und Hain!

Da wehen die Lüfte so frei und so kühn.

Wächst immer da sein,

Wo Söhne dem Vaterland kräftig erblühen!

Da ziehen die Wolken durch Nebel so grau,

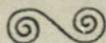
O schau!

Da lächelt auf Seen und Höhen des Himmels Blau!

Die Wälder, die Seen, der Berge Sand —

Masovia lebe, mein Vaterland!

F. Dewigkeit.







## Lage und Umfang.

vor 50 Jahren schrieb Dr. Max Töppen, Direktor des Gymnasiums zu Marienwerder, in der Einleitung seiner sehr fleißigen Geschichte Masurens: „Kaum gibt es zwischen dem Rhein- und dem Memelstrom eine Landschaft von solchem Umfange, welche so lange ein so isoliertes Dasein geführt hätte, als Masuren. In vielem Betracht ist daher die Kultur Masurens hinter der Kultur glücklicher gelegener Landstriche zurückgeblieben, und in Sprache, Sitten und Gewohnheiten haben sich hier die Reste älterer Kulturstufen in größerer Fülle erhalten als anderswo.

Kommt dazu, daß die Mächte der Natur über die menschliche Kultur in Masuren länger das Übergewicht behauptet haben als anderwärts. Kaum irgendwo läßt sich in der Geschichte eines deutschen oder slawischen Landes der Kampf der Natur und der Kultur so lange Zeiten hindurch so im einzelnen verfolgen als in der Geschichte Masurens. Endlich: Masuren breitet sich auf der Grenze deutschen und slawischen Volkslebens aus. Früh unter deutsche Herrschaft gestellt und früh von Polen bevölkert, weist es in seiner ganzen Geschichte den Gegensatz und die Versöhnung beider Nationalitäten auf. Aus allen

diesen Gründen hat die Geschichte Masurens ein eigentümliches, hervorragendes Interesse.“

Soweit Töppen! Ich füge hinzu, daß diese Worte geschrieben worden sind am Anfang einer Zeitperiode, in der sich die Bewohner Masurens mit überraschender Schnelligkeit aus tiefem wirtschaftlichen und sittlichen Verfall emporschwangen und sich dem deutschen Wesen rückhaltlos in die Arme warfen. Eine Entwicklung, wie sie in der Geschichte aller Völker wohl einzig dasteht! Das Interesse, das schon dadurch allein für diesen Teil unserer deutschen Ostmark geweckt werden mußte, hat noch bedeutend zugenommen, seitdem dieser Landstrich durch den großen Weltkrieg ungewöhnlich schwer betroffen worden ist. Auch andere Teile Ostpreußens haben unter dem Einfall der Russen gelitten, haben Schweres erlebt, aber sie blieben nach einer vorübergehenden Besetzung durch die Russen, die höchstens drei Wochen dauerte, von weiteren Drangsalen verschont. Masuren dagegen war von Beginn des Krieges bis zur großen Winterschlacht im Februar 1915, durch die unser großer Volksheld Hindenburg die russischen Horden von deutschem Boden für immer hinwegsetzte, mit kurzen Unterbrechungen in den Händen eines zuchtlosen Feindes, der in unmenschlicher Weise gegen Menschen, Vieh, Gebäude und Natur wütete. Mehrmals unter heftigen Kämpfen zurückgeworfen, trat der Russe bei dem jedesmaligen Vordringen immer grausamer und schonungsloser auf.

Ein rauschender Strom heißen Mitleids brauste durch alle deutschen Herzen. Mit einem Schlage war der kleine Landstrich, der bis dahin nur wenigen Kennern wirklich bekannt war, in aller Munde. Er ist meine Heimat, meine inniggeliebte Heimat, die ich tief im Herzen trage, weil sie mir so viel Großes und Schönes auf den Lebensweg mitgegeben hat. Sie verdient es, bekannt zu werden in ihrer wunderbar lieblichen Schönheit, in ihrer so eigenartigen geschichtlichen und kulturellen Entwicklung. Sie ist aber leider Vielen noch so unbekannt, daß selbst ein hervorragender Schriftsteller neuerdings bekannt hat, daß in den Augen der West- und Süddeutschen zwischen Sibirien und Ostpreußen kein besonderer Unterschied besteht.

Dieses offene Bekenntnis hat mich, der ich meine Heimat kenne wie kaum ein anderer, der ich durch viele Schilderungen und Erzählungen den Namen meiner Heimat in weiteren Kreisen bekannt gemacht habe, veranlaßt, sie eingehend zu schildern. Die Tatsache, das dies bereits von berufenen und unberufenen Federn, die sich behende ans Werk machten, als das Interesse für Masuren plötzlich erwachte, geschehen ist, kann mich davon nicht abhalten, denn manche Schilderungen sind so oberflächlich und so schief in ihrer Darstellung, daß ich schon deshalb es wie eine Pflicht empfinde, ein richtiges Bild meiner Heimat zu geben.

Der Name Masuren muß ohne Zweifel von dem Herzogtum Masovien hergeleitet werden, das zu Anfang des zweiten Jahrtausends südlich der jetzigen preußisch-russischen Grenze lag und sich etwa bis an den Njemen und die Weichsel erstreckte. Seine Bewohner waren slawischer Abkunft und sprachen einen dem polnischen nahe verwandten Dialekt. Wie sich der Name Masuren auf die damals schon stark von Deutschen besiedelten Gebiete hinübergezogen hat, läßt sich vielleicht durch eine starke Einwanderung aus Masovien erklären. Die Form „Masuren“, nicht „Masurien“, wie man noch manchmal lesen kann, statt Masovien, ist neueren Ursprungs und wird nur auf den jetzigen preußischen Gebietsteil angewandt.

Der Gegensatz zwischen Masuren und Polen, der sich im 16. Jahrhundert durch die Bekehrung der Masuren zum evangelischen Glauben entwickelte, mußte eigentlich, was leider nicht geschieht, jeden Schriftsteller abhalten, die beiden Völkerschaften in einen Topf zu werfen, und die Masuren als Polen zu bezeichnen. Die Masuren empfinden es geradezu als eine Herabwürdigung, wenn man sie als Polen betrachtet und bezeichnet, denn bei ihnen gilt der Name „Polack“ als ein Schimpfwort mit stark verächtlicher Beimischung.

Und der Masure hat ein Recht, auf die Polen verächtlich herabzusehen! Man braucht nur einen Fuß über die preußische Grenze in das russische Polen hineinzusetzen, um mit einem Blick zu sehen, wie gewaltig der Unterschied auf beiden Seiten ist.

Auf der deutschen Seite, von der preußischen Grenze um-

geschlossen, ist Deutschland, deutsches Wesen und deutsche Sitte, deutsche Zucht und Ordnung. Auf der anderen Seite verwahtes Slawentum, zerrissen, zerfleischt von der Tazge des russischen Bären. Es ist nicht Halbasien, wie man geistreich lächelnd wohl zu sagen pflegt, nein, es ist die unverfälschte asiatische Barbarei, die wir jetzt so gründlich kennen gelernt haben.

Mein Masuren ist ein kostbares Stück deutschen Landes, dem wir jetzt eine große Dankeschuld abzutragen haben, das wir neu aufrichten müssen aus seinen Trümmern, damit es in Zukunft wieder die Grenzwaht halten kann gegen die Mосто-witer. Eine Pflicht, eine Aufgabe ist es, die ihm überkommen ist von dem ersten Tage, da der deutsche Ritterorden das Land östlich der Weichsel betrat.

Der Umfang der jetzigen Landschaft Masuren ist leicht festzustellen. Nicht durch die Sprache seiner Bewohner, denn von dem masurischen Dialekt, dessen Verschwinden niemand betrauern wird, ist in den letzten Jahrzehnten wenig übrig geblieben. Und zudem sind die Masuren, die man nur an ihren slawischen Namen erkennen kann, so stark durchsetzt von Deutschen, daß der Umfang des Landstriches nur an den Ortsnamen festgestellt werden kann.

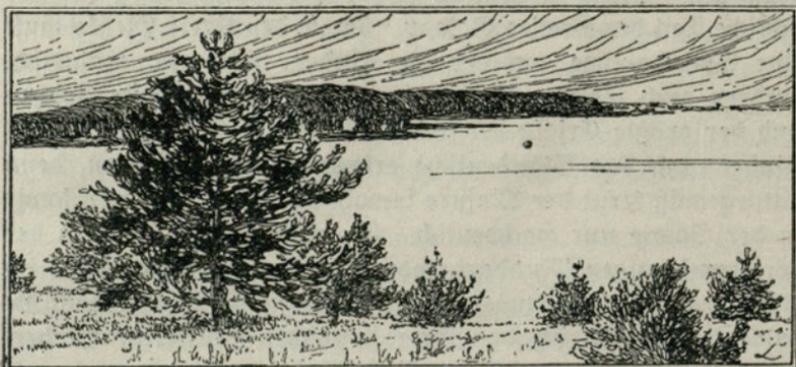
Danach umfaßt Masuren in der Hauptsache die altpreußische Landschaft Galinden und einen Teil von Sudauen. Näher gekennzeichnet wird sie durch die Namen der Städte: Angerburg, Lyck, Löken, Marggrabowa (Dlekko), Johannisburg, Biälla, Ortelsburg, Hohenstein, Sensburg, Osterode und Soldau. Im Westen kann man heute noch durch die Ortsnamen die Sprachgrenze zwischen den Masuren und westpreußischen Polen ganz genau feststellen, im Nordosten ebenso, im Kirchspiel Dubeningken, die Grenze gegen Litauen. Bis vor kurzem wurde in dem Kirchspiel der Gottesdienst noch in drei Sprachen, Deutsch, Masurisch und Litauisch, abgehalten. Im Norden wird Masuren von Ermeland und dem altpreußischen Gau Natangen begrenzt.

Innerhalb dieses Gebietes ist die Entwicklung und das Vordringen der deutschen Sprache nicht gleichmäßig vor sich

gegangen. Völlig verdeutscht ist der Kreis Angerburg und der südliche Teil des Kreises Goldap. Durch den Kreis Olekto läuft eine Sprachgrenze, auf der die Kinder nicht nur masurisch, sondern auch plattdeutsch sprechen. Das ist das beste Zeichen und der größte Erfolg der Verdeutschung, daß die masurischen Kinder auch das Plattdeutsche erlernen und anwenden, denn naturgemäß lernt der Masure sowohl durch den Umgang sowie in der Schule nur Hochdeutsch. Er spricht es natürlich in der derb-treuerherzigen Mundart, woran man jeden Ostpreußen im Reich meilenweit erkennt. Bei den Masuren kommt noch die harte Aussprache, die von ihrer slawischen Muttersprache herrührt, dazu. Im westlichen Teil Masurens wird noch am meisten masurisch gesprochen. Es gibt aber auch dort nicht viel Leute mehr, die nicht Deutsch verstehen und sich auch einigermaßen darin ausdrücken können.

Im Jahre 1818 wurde Ostpreußen in neue landrätliche Kreise eingeteilt. Es scheint, als ob bei dieser Gelegenheit der fast schon verschwundene Name Masuren aufs neue hervorgeholt und allgemein in Gebrauch gekommen ist. Das Herzogtum Masovien war schon lange verschwunden.

Daß man früher in dem von mir als Masuren gekennzeichneten Teil Ostpreußens polnische und deutsche Ämter unterschied, polnische Ämter, die noch zum Oberlande gerechnet wurden, und Ämter, die eigentlich zu Natangen gehörten, soll uns heute wenig kümmern. Es genügt wohl, das wir ungefähr die Grenze des Landstrichs festlegen. Sie ist namentlich im Norden bereits so undeutlich und verwischt sich mit dem Verschwinden des masurischen Dialekts so vollständig, daß es eigentlich schon genügen würde zu sagen, daß meine Schilderung den Landstrich im Süden Ostpreußens behandelt. Ich werde dabei öfter hinüberblicken müssen nach den anderen Teilen Ostpreußens, deren Schicksal ja aufs innigste mit Masuren verknüpft ist.



**M**

## Die Seenlandschaft.

Man hat Masuren, um es zu kennzeichnen, das Land der tausend Seen genannt, und mancher mag dabei denken, es mit einer argen Übertreibung zu tun zu haben. Das Gegenteil ist der Fall. In einem Verzeichnis, das mein Lehrer, der Professor Dr. Benecke in Königsberg Anfang der achtziger Jahre aufstellte, wies er rund dreitausend Seen nach, und mir gelang es ohne Mühe, dieses Verzeichnis noch etwa um dreihundert zu vermehren.

Daraus ergibt sich, daß der Charakter der Landschaft im wesentlichen durch diese große Zahl von Seen bestimmt wird. Es kann gleich hier hervorgehoben werden, daß diese Seen, weil sie auf Sand- und Kiesboden stehen, kristallklares Wasser besitzen, dessen Anblick schon an und für sich erfreulich ist. Dazu kommt aber noch die prächtige Umrahmung der stattlichen, fast immer mit Wäldern gekrönten Höhenzüge.

Zu zwei Dritteln ist Masuren von Westen nach Osten von dem uralisch-baltischen Höhenzug bedeckt, der namentlich von dem steilen Südabfall sich stattlicher ausnimmt als er in Wirklichkeit ist, weil er aus einer tiefen Ebene ohne Vorberge sich erhebt. Zwei große Ströme, Weichsel und Memel, die in ihrem

oberen Lauf die Richtung auf diesen Höhenzug nehmen, sind gezwungen worden, ihren Weg zu ändern. Die Weichsel wäre, ihrer ursprünglichen Richtung folgend, etwa bei Reidenburg und Hohenstein in Ostpreußen eingetreten, und die Memel wäre von Grodno aus über Lyck, Angerburg und Allenburg in den Pregel geflossen, wenn der Höhenzug sie nicht zum Verlegen dieser Richtung gezwungen hätte. Er bildet deshalb auch die Wasserscheide zwischen den Niederschlagsmengen, die nach Norden zum Pregel und zu den Haffen abfließen, und den zahllosen kleinen Fließchen, die das überschüssige Wasser der vielen Seen nach Süden zum Flußgebiet der Weichsel abführen.

Diese Seen liegen etwa 150 bis 180 Meter über dem Meerespiegel und sind vielfach von Höhen umrahmt, die noch 100 bis 200 Meter emporragen. Die bedeutendsten Höhen finden sich in den beiden Eckfeilern im Osten und Westen. Im Osten steigt das Goldaper Bergmassiv wuchtig aus der Ebene bis zu 868, der Seesker Berg bis zu 987 Fuß auf. Im Westen erreichen die Kernsdorfer Höhen die höchste Erhebung Masurens mit rund 1000 Fuß.

Der Bergleich mit Thüringen würde also sehr nahe liegen, wenn Masuren nur ein mit Wald bedecktes Hügelland wäre. Seine landschaftliche Schönheit ist aber noch weit größer, weil hier die Abwechslung von Berg, Wald und See das Auge in wunderbarer Weise gefangen nimmt. Und es gibt nicht nur kleine und mittlere Seen, eingebettet in dunkle Nadelwälder, sondern es gibt auch Riesen, über deren unermessliche Wasserfläche das gegenseitige Ufer nur wie ein schmaler Pinselstrich am Horizont erscheint.

Der größte, der Spirding, brüllt wie die See, wenn er im Frühjahrs- oder Herbststurm seine dunkelgrünen Wogen auf das Ufer rollt und dabei langsam aber stetig gewaltige Felsenblöcke nach dem seichten Wasser hin verschiebt. Ebenso schön sind die Seen, wenn sie unter der lachenden Sommer Sonne glatt wie ein Spiegel daliegen, in dem sich die lichten Wolken des Himmels wieder spiegeln. Und am eigenartigsten ist ihre Schönheit im Winter, wenn diese Flächen von spiegelklarem Eis be-

deckt sind. Doch dieser Anblick ist meistens nur von kurzer Dauer, denn meistens pflügen bereits im November und Dezember starke Schneemassen zu fallen. Dann erhalten diese weiten, weißen Flächen ein sehr stark wirkendes, melancholisches Gepräge. . . .

Der Wanderer, der in der dunklen Winternacht über diese Seen fährt oder geht, wird unwiderstehlich von dem Gefühl gepackt, daß dämonische Gewalten unter ihm in der Tiefe haufen, denn fast unaufhörlich kracht das Eis wie das Getöse einer Schlacht, oder wie starker Donner rollt krachend und knatternd das Bersten des Eises, als wenn ein schlummernder Riese gegen Fesseln tobt.

Als ich nach Jahren zum erstenmal wieder im Winter die Heimat besuchte und zur Nacht bei dem Generalfischereipächter des Spirding in Glodowen einkehrte, lag der gewaltige See unter einer spiegelglatten Eisdecke, auf der die Blut der in feurigen Farben untergehenden Sonne lag, während im Osten bereits der volle Mond sich über dem dunklen Walde erhob. Unaufhörlich krachten die Donnerschläge des berstenden Eises. Mir war es, als wenn die Heimat mir einen Gruß entbot, denn dasselbe Lied sang in jeder Winternacht der See, an dem mein Elternhaus stand.

Von den masurischen Seen haben die wenigsten eine runde, beckenartige Form. Die meisten sind langgestreckt, und verbinden sich miteinander zu meilenlangen, schmalen, mit Wasser gefüllten Tälern, die in der Regel eine bedeutende Tiefe von 20 bis 30 Metern aufweisen. Einige dieser Seenrinnen mögen hier genannt werden. Erstens die 25 Kilometer lange Kette, deren größtes Becken der Strumel- und Babant-See sind, zweitens die von Warpun 45 Kilometer lang sich hinziehende Rinne, in der der Sorquitten- und der Weißsee liegen; drittens der schmale, 20 Kilometer lange Muckersee; viertens das Taltergewässer, nahezu 40 Kilometer lang, und fünftens die vom Beldahn- und Niedersee gebildete Rinne, die über 50 Kilometer weit sich hinzieht.

Diese mit Wasser gefüllten Täler, von denen ich noch eine ganze Anzahl aufzählen könnte, scheinen gar keine Beziehung

zum umliegenden Gelände zu haben, denn sie durchbrechen in der Richtung von Norden nach Süden die von Osten nach Westen ziehenden Bergrücken, als wenn sie von einem gewaltigen Pflug durchschnitten wären.

Die größten Seen Masurens, der Mauersee, der Löwentin und der Spirding, sind rundliche Becken. Der letzte erstreckt sich mit seinem südlichen Teil bis in die Tiefebene am südlichen Fuß des Höhenzuges. Er hat sich in grauer Vorzeit wahrscheinlich noch viel weiter erstreckt, denn seine südlichen Ufer sind von gewaltigen, über eine Quadratmeile bedeckenden Wiesenflächen umgeben. Das Hauptbecken des Spirding ist 113 Quadratkilometer groß. Man kann aber mit vollem Recht noch die vielen und großen Seen ihm zurechnen, die er wie Arme nach allen Seiten ausstreckt; dann erhält man eine zusammenhängende Wasserfläche von 253 Quadratkilometern.

Der zweitgrößte, der Mauersee, ist in alten Zeiten sehr viel kleiner gewesen. Richtiger gesagt, lag damals dort eine ganze Gruppe größerer und kleinerer Seen, die nur durch kleine schmale Rinnale miteinander verbunden waren. Erst als mit der Anlage des Angerburger Schlosses ein Staudamm errichtet wurde, stauten sich die Zuflüsse soweit an, daß Tausende von Morgen Landes von einer Wassermasse bedeckt wurden, die wir jetzt als den 106 Quadratkilometer großen Mauersee kennen. Daraus erklärt sich auch die Tatsache, daß die Teile dieses Sees eigene Namen tragen, daß die Anwohner noch jetzt Kirsaiten-, Dargienen-, Doben- und Kisain-See unterscheiden.

Der Löwentinsee ist mit 23 Quadratkilometer der kleinste dieser drei Seen, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch einen Kanal verbunden sind. An der Ostseite des Löwentin liegt die Stadt Löben, und an der Nordseite die Feste Boyen, die den Übergang über die Seenkette sperrt. Es ist keine große Festung, aber in einem Berge vergraben so stark, daß die Russen sich an ihr vergeblich die Schädel eingerannt haben.

Nach Norden wird die strategische Bedeutung dieser Seenkette durch den Abfluß des Mauersees, die Angerapp, fortgesetzt,

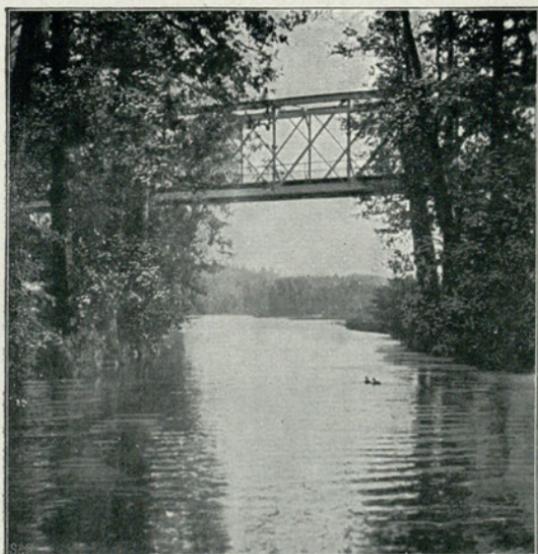
die in vielfach gekrümmtem Lauf zwischen Uferhöhen mit starkem Gefälle dem Pregel zufließt. Auf diesen Uferhöhen lagen unsere Feldbefestigungen, die monatelang dem wütenden Ansturm der Russen Trotz geboten haben.

Vom Löwentinsee führt ein Kanal unter Benutzung einer Anzahl kleiner Seen in das Taltergewässer, einen Nebenarm des Spirding. Südwestlich dieser Seenkette, da, wo der Beldahn an den 42 Kilometer langen Niedersee stößt, ist bei dem lieblich gelegenen Dorf Rudzanny der zweite Übergang. Auch er war durch starke Befestigungen gesichert, so daß die Russen auch hier den Übergang nicht zu erzwingen vermochten.

Die Flüsse und Fließchen, die von den Höhenzügen nach Süden zum Bobr oder Narew, den Nebenflüssen der Weichsel ziehen, der Pisset, der Lyck und die Lega, vereinigen, ehe sie in die Tiefebene eintreten, das Wasser zahlreicher Seen in sich. So zum Beispiel entsteht der Lyckfluß aus einer Anzahl von Bächen, die westlich der Seesker Berge und in der Rothebudener Forst entspringen, und sich in dem schönen Haaszner See zusammenfinden. Aus diesem tritt schon ein ganz stattliches Fließchen aus und erreicht bald den großen Ladzmiaden-See. Kurz zuvor nimmt es den schnellströmenden Mühlenfluß auf, der ihm das Wasser von sechs bedeutenden Seen zuführt. Ebenso erhält er im Ladzmiaden-See den Zufluß einer ganzen, westlich gelegenen Seengruppe. Schon ganz stattlich geworden, zieht er weiter zum Lycksee. Dort erhält er den Zufluß einer ganzen Seenerinne, die von dem großen Sawinda-, Malkienen- und Sunowo-see gebildet wird. Ebenso entwässert die Lega eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Seen. Auf ihrem Lauf durch den Höhenzug hat sie ein so starkes Gefälle, daß sie zwischen dem Oleskoer- und dem großen Selmentsee fünf Wassermühlen treibt.

Bei der großen masurischen Seenplatte ergibt sich, seitdem die drei großen Becken durch einen Kanal verbunden sind, die eigentümliche Erscheinung, daß ihr Wasserüberschuß nach zwei verschiedenen Richtungen, nach Norden und Süden abgeführt wird.

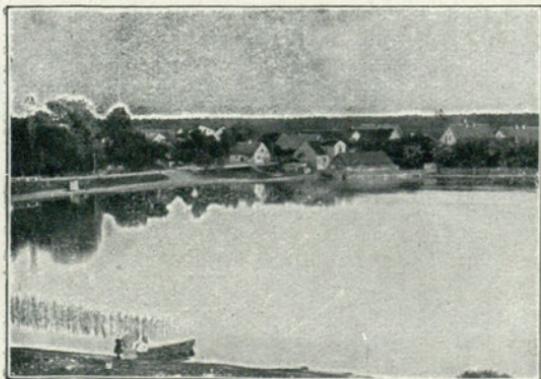
Nach Norden führt es die Angerapp zum Stromgebiet des Pregel, nach Süden der Pisset zum Stromgebiet der Weichsel.



Aus: „Fischwaid“

M. u. H. Schaper, Hannover

## Einfahrt zum Niedersee



Aus: „Fischwaid“

M. u. H. Schaper, Hannover

## Sybba am Lycksee. Heimatsort von Friß Skowronnek





Aus: „Halall“

A. Dunker Weimar

Der Niedersee in Ostpreußen



In einigen Jahren nach Friedensschluß wird ein Kulturwerk ersten Ranges diesen Wasserreichtum Masurens wirtschaftlich noch besser ausnutzen als bisher. Das ist der masurische Kanal, der aus der Norddecke des Mauersees zum Pregel führen wird. Er schafft den großen Wasserflächen mit ihrer bedeutenden Uferentwicklung die Verbindung mit dem Meere, mit der Ostsee. Und wie schon meine kurze Schilderung gezeigt haben wird, ist es ein Leichtes, noch Hunderte von Seen durch Vertiefung der jetzt bereits bestehenden Wasserrinnen zu verbinden und wirtschaftlich zu erschließen. Auch ein Kanal, der die Seen im westlichen Teil Masurens mit der Weichsel in Verbindung bringen soll, wird bereits geplant.



## Die Entstehung der Berge und Seen.

**L**eber die Entstehung der Berge und Seen kann uns die Erdkunde viel Wissenswertes berichten. Sie liest in den Schichten der Erdrinde wie in einem aufgeschlagenen Buch, und die Schlüsse, die sie daraus zieht, sind wohl ziemlich unanfechtbar. Danach verdankt Masuren die Gestaltung seines Bodens der Eiszeit. Vor vielen Jahrtausenden, in „eisgrauer Vorzeit“, wie man zu sagen pflegt, war ganz Norddeutschland mit einer gewaltigen Eisdecke belegt, deren Höhe einige hundert Meter betragen haben muß.

Dieser dicke Mantel reichte von Skandinavien herunter bis zu den mitteldeutschen Gebirgen und den Karpathen. Da das Gebirgsmassiv von Norwegen sehr hoch ist, hatte der Eisstrom ein starkes Gefälle, das heißt, er rückte unaufhaltsam nach Süden vor. Aber seine südliche Grenze konnte er nicht weiter vorschieben, teils weil sie von Gebirgen aufgehalten wurde, teils weil sie fortwährend abschmolz. . . .

Ja, die Gelehrten glauben mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß der Eisstrom mehrmals bis an die jetzige Ostseeküste zurückwich, wahrscheinlich unter der Einwirkung einer starken, von Süden herandringenden Wärmewelle. Da bildete

sich dann auf dem freigelegten Gebiet ein gewaltiger Stausee, der längere Zeit bestanden haben muß, denn es entwickelte sich in ihm ein reiches Pflanzen- und Tierleben.

Daß es sich um einen beträchtlichen Zeitraum gehandelt haben muß, ergibt schon die Tatsache, daß sich in dem Staubecken große Ablagerungen von Kalk und Faulschlamm anhäuften, die aus den abgestorbenen Fischen, Muscheln, Schnecken und Pflanzen und ihren kalkhaltigen Gehäusen bestanden. Dann ist vielleicht nach vielen Jahrtausenden der Eisstrom wieder bis zu seiner alten Grenze vorgerückt. Er brachte mit und unter sich Trümmer von Gestein mit, die er schon zu Erde und Schutt zerrieben hatte, aber auch größere Gesteinstrümmer führte er mit sich, die heute noch in Masuren als erratische Blöcke von manchmal sehr bedeutender Größe vorhanden sind.

Mit diesen Schuttmassen vermischte sich der Grundschlamm des verdrängten Staubeckens. Bei seinem letzten Vordringen kam der Eisstrom über Ostpreußen etwa nur bis an die Grenze, die heute Masuren von Polen scheidet. Hier lagerten sich, wie der königliche Bezirksgeologe Dr. Heß von Wichdorff in einem sehr warm und wohlwollend geschriebenen Büchlein über Masuren schreibt, von den Schmelzwässern des Eises ausgewaschen, Haufen von lockeren, gröberen wie feineren Gesteinsbruchstücken und Geröllen in schmalen, langgestreckten Zügen und Hügelketten ab. Das ist die sogenannte „Endmoräne“, die durch ganz Norddeutschland den uralisch-baltischen Höhenzug gebildet hat.

„Durch unregelmäßiges Vorrücken und Zurückschreiten des Inlandeises, durch Hin- und Herschwanken des Randes entstand ein unregelmäßiger, von bald festen, bald lockeren Absätzen. Daher erklären sich die zahlreichen kleinen und großen Zwischeneinlagerungen von grobem Kies, kiesigem Spatsand und Sand, zum Teil von mächtigeren Tonbänken und Mergelsandschichten innerhalb der kompakten Geschiebe-Mergelablagerungen. Dort, wo längere Zeiten hindurch der Eisrand still lag, brachen aus Spalten im Eise und aus Gletschertoren gewaltige, strudelnde Schmelzwasser hervor, die in dem niedrigen eisfreien Vorland unendliche Mengen des mitgerissenen kiesigen Feinsandes in

weiten, schwach geneigten Sandebenen ablagerten, wie sie am Südabhang des baltischen Höhenrückens längs der polnischen Grenze sich ausdehnen.“

Dr. Heß von Wichdorff hat selbst mehrere Jahre hindurch Masuren erforscht, und ist nicht nur zu einem Bewunderer der masurischen Landschaft geworden, sondern er urteilt auch freundlich liebevoll über die Masuren, denen er bei seiner Tätigkeit näher getreten ist als irgendein anderer, der fremd aus dem Reich in das eigenartige Ländchen kommt, und die Sprache seiner Bewohner nicht versteht. Dafür sei ihm an dieser Stelle Dank gesagt. Sein Urteil wird schwer zugunsten meiner Landsleute in die Waagschale fallen, die in der letzten Zeit in einer geradezu gewissenlosen Weise angegriffen und verdächtigt worden sind. . . .

Über die Entstehung der Seen sind sich die Gelehrten noch nicht einig, und Dr. Heß von Wichdorff hält sich darüber auf, daß trotzdem bereits in den Kinderlesebüchern die Entstehung der Seen als etwas Feststehendes beschrieben und gelehrt wird. Das ist meines Erachtens kein so großes Unglück, denn sie sind doch nun einmal da, und sind aller Wahrscheinlichkeit nach durch das Verschwinden des Eisstroms entstanden. Wie sich der Vorgang im einzelnen abgespielt hat, ist für die Wissenschaft wohl wichtiger als für die Bewohner des Landes.

Nach meinem Dafürhalten hat Dr. Heß von Wichdorff auch diese Frage endgültig gelöst, und wird es mir erlauben, seiner Darstellung zu folgen. Er schreibt: „Nach diesen Forschungen erscheint es in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Seen im Ausgang der Eiszeiten entstanden, als der südliche Rand des Inlandeises, das in jener Phase noch ganz Norddeutschland bis zum Südabfall des baltischen Höhenrückens bedeckte, bereits endgültig im Abschmelzen begriffen war. Damals begannen auch innerhalb der noch geschlossenen, stillliegenden Eilandseismassen auf den zahlreichen großen Klüften und Spalten, die das Eis durchzogen, infolge der oberflächlichen Sonnenbestrahlung und der strudelnden Spaltenwasser Ausschmelzungen, die schließlich zur Bildung kleiner wie großer Eislöcher innerhalb des geschlossenen Eises führten. Auf den lang hinziehenden oben

offenen Spalten und Klüften im Eise, die sich durch Abschmelzen immer mehr erweiterten, entstanden zunächst im Untergrunde des Eises durch die strudelnden Schmelzwasser tief ausgewaschene Kolke, flußähnlich langgestreckte, zum Teil den Umrissen der Klüfte entsprechend gewundene Rinne. Durch weiteres Abschmelzen des umgebenden Eises rings um die Spalten bildeten sich denn auch flachere Auswaschungswannen, in denen aber die zuerst angelegten tief ausgekolkten Rinne noch deutlich wahrnehmbar sind. Als endlich das Eis zwischen den benachbarten Einzelspalten und noch weiter am Rande abschmolz, erlahmte die Strudeltätigkeit und Erosionskraft innerhalb des nun größeren Eisloches. So entstand ein am Rande flaches großes Stauseebecken.“ . . .

Da ich selbst im Auftrage des ostpreußischen Fischereivereins in den 80 er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Seen des Kreises Lyck bereist und untersucht habe, darf ich mir wohl das Urtheil erlauben, daß diese Erklärung alle Erscheinungen und Eigenarten im Bau der masurischen Seen zwanglos erklärt. Ich habe durch Lotungen festgestellt, daß ganz flache Seen ein tiefes Loch aufwiesen, das ganz unvermutet an irgendeiner Stelle gefunden wurde. Ich habe in vielen Seen eine tiefe Rinne gefunden. Zu den tiefsten Seen, die ich gemessen, gehört der Lycksee, an dessen Ufern ich aufgewachsen bin. Er weist in seinem Hauptbecken eine Tiefe von 36 bis 40 Metern auf, und innerhalb dieses Beckens noch einen großen Kolk, der mit sehr steil abfallenden Rändern bis zu 60 Metern Tiefe hinabsinkt. Die Karten, die ich damals unter Leitung meines Lehrers Professor Dr. Benedek gezeichnet, und die mit dem dazu gehörigen Text eine genaue Schilderung der Seen geben, lagern noch jetzt ungedruckt in dem Archiv des Fischereivereins. Hoffentlich wird der nach dem Kriege zu erwartende Aufschwung sie an die Öffentlichkeit bringen als wertvolle Bereicherung der Heimatskunde. . . .

Die Moore, die Masuren besitzt, sind fast alle durch Verlandung flacher Seen und Wasserrinnen entstanden. Der baltische Höhenzug enthält ziemlich viel Kalk, der von Regenwasser aufgelöst und in den See gespült wird. Dieser Kalk-

gehalt des Wassers entwickelt eine große Anziehungskraft auf eine große Anzahl von Pflanzen, die in ihren Zellen große Mengen Kalk anhäufen. Auch auf das Gedeihen der Schnecken und Muscheln sowie der Fische übt der Kalk eine fördernde Wirkung aus. Die abgestorbenen Pflanzen und Tiere häufen sich am Boden zu einer kalkreichen Schlammschicht an, die im Laufe der Jahrtausende flache Buchten anfüllt. Nun siedeln sich darauf Sumpfpflanzen an, die mit ihrem Absterben den Vorgang der Verlandung beschleunigen.

Von den Uferändern dringen immer größere Pflanzenmengen heran, deren Masse in einem langsamen Fäulnisvorgang unter Luftsabschluß sich zu Torf umbildet. Auf diesem Torflager, das man Bruch nennt, siedeln sich dann Erlen, Moorbirken, krüppelige Kiefern, ja sogar Eichen, die aber nur ein niedriges Gestrüpp bilden, an. Dazwischen auch die Sträucher, die diesen Boden bevorzugen, wie Porst- und Trunkelbeere.

Nun waren und sind so viele Seen durch größere und kleinere Wasserläufe, die in eisgrauer Vorzeit am Grunde einer tiefen Schlucht dahinzogen, miteinander verbunden. Sie erhielten von den Seen, deren Wasserüberschuß sie abführten, im Frühjahr und Herbst den von Regengüssen hineingespülten Schlamm, den sie auf ihrem Lauf in ihrem Bett ablagerten. Dadurch füllte sich das Tal allmählich mit einer viele Meter hohen Moderschicht, die sich schließlich, als sie nicht mehr von Wasser überflutet wurde, mit einer dünnen Pflanzendecke überzog. Sie trägt jedenfalls an den meisten Stellen einen Mann, der sie vorsichtig überschreitet. Der Masur nennt sie mit einem sehr treffenden Ausdruck: „schwimmende Wiese“, denn tatsächlich schwimmt die Pflanzendecke auf dem zähen, dünnflüssigen Moder. . . .

Die Bodenbeschaffenheit Masurens wird, wie Dr. Heß von Wichdorff richtig hervorhebt, vielfach verkannt. In der Vorstellung der Menschen, die es nicht kennen, gilt es noch immer als ein durchweg unfruchtbarer, zum größten Teil aus armem Sandboden aufgebafter Landstrich. Und die großen Forsten bestärkten diese irriige Annahme, weil man noch immer glaubt, daß Forsten nur auf landwirtschaftlich geringwertigem Boden

angelegt werden. Diese Annahme ist durchaus irrig, denn die masurische Wehr, die als Grenzwehr gegen feindliche Einfälle dienen sollte, wurde ohne Rücksicht auf die Güte des Bodens angelegt. So stehen denn auch tatsächlich die Borker und die Rominter Heide auf sehr fruchtbarem Lehmboden. . . .

Wirklich unfruchtbare Sandstreifen, aber durchaus nicht in übermäßiger Ausdehnung, finden sich nur in der dem Südrand des Höhenzuges vorgelagerten Ebene. Dazwischen liegen große Gebiete mit einem milden, aus Sand und Lehm bestehenden Boden, der gute Erträge bringt. Das „bucklige Masuren“, das von unregelmäßigen Bergzügen bedeckte Hügelland, besteht ganz aus fruchtbarem Lehmboden. Ja, selbst die Hochflächen mit flachen Bergrücken besitzen einen landwirtschaftlich hervorragenden Lehmboden. Deshalb ist es irrig, Masuren als ein armes Land, „in dem sich Hasen und Füchse gute Nacht sagen“, zu bezeichnen. Im Gegenteil, es ist unter der Hand seiner fleißigen Bewohner zu einem wohlhabenden Landstrich geworden, der in keiner Beziehung hinter einem anderen Gebiet Deutschlands zurückstand.

An Bodenschätzen ist Masuren ebenso arm wie ganz Norddeutschland, aber sie sind mannigfaltiger, als man vielleicht annimmt. Die Braunkohle kommt allerdings in diluvialen Ablagerungen nur als kleine Schollen vor, deren Abbau nicht lohnt. Dagegen ist Masuren reich an hochprozentigem See- und Wiesenkalk, der an vielen Stellen als hochwertiges Düngemittel gewonnen, und nicht nur an Ort und Stelle verwendet, sondern auch verschickt wird. Noch größer ist der Reichtum an Steinen. Die Endmoorrinnen enthalten überall geradezu unschätzbare Steinmassen und Riese, die jetzt nur für den lokalen Bedarf gewonnen werden.

Dazwischen eingebettet finden sich reichliche Mengen von Kalksteinen, die früher und auch jetzt noch für den Bedarf der nächsten Umgebung in primitiven Öfen gebrannt werden. . . . An manchen Stellen tritt das Geröll in faust- bis kopfgroßen Steinen bis an die Bodenoberfläche. Da gibt es Strecken, wo der Landwirt in jedem Jahr die vom Pflügen an die Oberfläche gebrachten Steine ablesen muß, und sie an der Grenze seines

Landes zu Mauern aufschichtet, die manchmal Mannshöhe erreichen. Und alljährlich muß diese Arbeit wiederholt werden. . .

In diesem Steinreichtum stecken große Werte, die nur mit Hilfe einer billigen Wasserfracht gewonnen werden können. Deshalb muß nach dem Frieden mit allem Nachdruck die Erschließung des Landes durch Kanäle gefördert werden. Der Kanal vom Mauersee zum Pregel ist ja bereits vorgesehen. Aber er genügt nicht . . . und wie leicht ist es, Masuren durch Kanäle zu erschließen! Da wäre es möglich, vom Spirding nach Osten eine Seenkette miteinander zu verbinden, die über Lyck bis zum Kaygrod-See an der russischen Grenze reicht, und vom Lyck-See nach Norden bis tief in den Olexkoer Kreis hinein. . . Diese Wasserstraßen würden viel mehr Bedeutung besitzen als ein gewöhnlicher Kanal, denn seine Bedeutung wird vervierfacht durch die bedeutenden Uferstrecken der großen Seen, die durch den Kanal verbunden werden. . . Im Winter bei Schlittenbahn, wenn die landwirtschaftliche Arbeit ruht, wäre es leicht und lohnend, die Steinmassen an das nächste Seeufer zu schaffen. Im Sommer werden sie dann auf Lastschiffen verladen und fortgeschafft. . . Genügender Bedarf ist in den steinarmen nördlichen Teilen Ostpreußens vorhanden.

Auch für den Holzreichtum Masurens werden solche Wasserstraßen eine große Bedeutung gewinnen. Umgekehrt werden sie der Versorgung des Landstriches mit Waren: ich denke an Futtermittel, Salz, Kohle usw., in hervorragendem Maße dienen. In dem XIX. Jahrhundert ist Masuren, das sich früher einer viel größeren Fürsorge erfreute, unverzeihlich vernachlässigt worden. Hoffen wir, daß nach dem Kriege, der die Teilnahme des ganzen Deutschen Reiches für die Ostmark wachgerufen hat, eine Zeit des Umschwungs eintritt, die alle diese berechtigten Forderungen erfüllt!

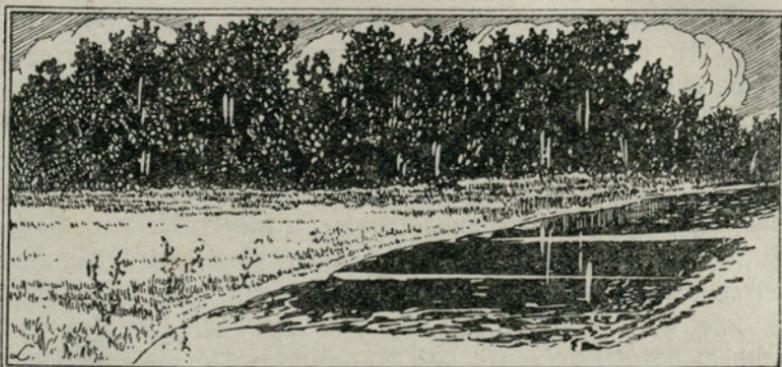


Aus: „Fischwald“

M. u. H. Schaper, Hannover

Der Verfasser im Sommer





## Der Fischreichtum Masurens.

in Landstrich, der auf verhältnismäßig kleinem Gebiet mehrere tausend Quadratkilometer Seen aufweist, muß nach allgemeiner Ansicht als reich bezeichnet werden, denn diese Wasserfläche birgt Schätze an Fischfleisch, deren Marktwert gleichlaufend mit den Fleischpreisen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gestiegen ist. Man müßte also annehmen, daß allein der Ertrag der Wasserernte Masuren zu einem reichen Land gemacht hat, dessen Bewohner wie kaum irgend anderswo, fest an der Scholle haften. Leider ist das Gegenteil der Fall. Von der Abwanderung nach dem Westen und den Großstädten ist Masuren mehr als jeder andere Landstrich heimgesucht worden. . . .

Man wird von mir eine maßgebende Erklärung über diese Erscheinung mit Recht erwarten dürfen, und ich will sie unumwunden geben. . . . Sie lautet: eine kurzfristige, das übliche Maß der Fiskalität überschreitende Wirtschaftspolitik hat diese Abwanderung auf dem Gewissen. Wenn man mir dieses Wortes wegen an manchen Stellen gram werden wird, will ich es gern im Interesse der Wahrheit, die hoffentlich zur Besserung beitragen wird, ertragen; denn ich schreibe nicht als einer, der mit vorgefaßter Meinung von außen an diese Dinge herantritt, sondern als ein eingeborener Masur, der nicht nur die Jahre

der Kindheit, sondern sein ganzes Leben in engster Gemeinschaft mit seinen Landsleuten verbracht hat. Und für jedes Wort, das ich niederschreibe, habe ich die Belege im Gedächtnis.

Ich will ganz historisch zu Werke gehen. Der deutsche Ritterorden war ein guter sparsamer Hauswirt. Er bewirtschaftete entweder selbst die Gewässer oder, wo er nicht etwa Pächter, sondern Betriebsunternehmer einsetzte, hielt er scharfe Aufsicht, und zog energisch den ihm zustehenden Anteil, den man getrost als Löwenanteil bezeichnen kann, ein. Der Leser wird es mir gern erlassen, daß ich ihm aus den lückenlos vorhandenen Aufzeichnungen und Rechnungen den zahlenmäßigen Beweis liefere. Er wird mir glauben, daß der Orden, der das System der Naturallieferungen — Getreide, Fleisch, Fisch, Honig usw. — zur größten Vollkommenheit ausgebildet hatte, es nicht nur verstand, die Fische zu fangen, sondern sie auch im Handel zu verwerten. So gingen im Wasser lebend, das heißt in großen Fischbehältern, die wertvollsten Fische bis tief nach Polen hinein. Dazu waren die nach der Weichsel abfließenden Flüßchen, namentlich der Pissel, wie geschaffen. Die weniger wertvollen Fische wurden scharf eingesalzen und in Fässern zu Lande verschickt. Im Winter wurden die Fische in gefrorenem Zustande noch weiterhin verfrachtet. . . .

Der Orden scheint aber auch von der Wahrheit des Ausspruchs überzeugt gewesen zu sein, daß man dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden darf. In anderer Fassung: er hielt es für Unrecht, die Anwohner der Seen von der natürlichen Nahrungsquelle, die ihnen in den Seen gegeben war, abzuschneiden. Deshalb begabte er jeden Bauernhof mit der Berechtigung, zur Fisches Notdurft in den angrenzenden Seen Fische zu fangen. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß diese Berechtigung in der Zeit der größten Not, in den ersten drei Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts Masuren vor den aller schlimmsten Hungersnöten bewahrt hat.

Da gab es Notjahre, in denen trotz großer Mißernten ein lächerlich niedriger Preis bezahlt wurde. Vor mir liegen die Nachweise, daß in den Jahren 1823 bis 1834 folgende Preise in Masuren gezahlt wurden: für einen Scheffel Weizen 1 Taler

10 Silbergroschen, für einen Scheffel Roggen 1,8 Silbergroschen, für ein Pfund Rindfleisch 1 Silbergroschen usw. . . . Ich betone noch einmal, daß dies durch Mißwachs hervorgerufene Teuerungsjahre waren, dann wird man begreifen, daß weder die Landwirte, die Handwerker, noch irgendwer imstande war, die Statssteuern in Geld aufzubringen. Da waren die Fleischmengen, die aus den Seen gefangen und den Berechtigten nicht allein zur Tisches Notdurft, sondern auch zum Verkauf dienten, wirklich die Retter in der Not.

Ein altes Sprichwort, das gerade für diese Zeiten paßt, lautet: „Wo nichts ist, hat selbst der Kaiser sein Recht verloren.“ . . . Das galt durchaus für diese Notjahre. Da haben selbst die ärmsten Masuren nicht gehungert, weil die Seen ihnen genügend Fischnahrung boten. Ein großer Fang wurde nicht etwa verkauft, sondern konserviert. . . . Ein Teil der Fische wurde geräuchert, ein Teil wie Brot im Ofen abgebacken. Knochenhart wurden die Fische auf dem Boden, „auf der Lucht“, in Säcken aufgehängt, damit keine Maus heran könnte. . . .

Da ich selbst noch in meiner Jugend solche gebackenen Fische viel und gern anstatt Brot gegessen habe, kann ich bezeugen, daß sie ein sehr vorzügliches Nahrungsmittel sind. . . . Nun gibt es aber nach der Meinung meiner Landsleute kein schlimmeres Raubtier auf Gottes Erdboden als der fabelhaft aus dem Verborgenen mit unheimlicher Macht wirkende „Fiskus“. . . . Er brachte es im XIX. Jahrhundert fertig, die Masuren dieser natürlichen Bodenschätze nicht nur zu berauben, sondern sie auch in unverantwortlicher Weise zu vergeuden.

Ich bin mir sehr wohl bewußt, was ich in dieser etwas humoristischen Form niedergeschrieben habe! Denn ich habe in meiner Jugend die unheilvolle Entwicklung selbst miterlebt. Da hatte jeder Bauer, der mit seinen Dienstboten und Hintersassen aus einer Schüssel aß, soviel Arbeitskräfte, daß er sein Getreide mit der Sichel abschneiden lassen konnte. Da hatte jeder kleine Arbeiter, der auf 2 bis 4 Morgen eigenen Landes saß, der eine Kuh hielt und drei, vier Schweine fett machte, sein gutes Auskommen.

Er ging im Winter, nachdem er monatelang mit dem Dreischlegel auf das 11. Korn dem Bauer und Gutsbesitzer das Getreide ausgedroschen hatte, entweder zur Eisfischerei oder zum Holzschlag in den Wald und war aller Nahrungsorgen ledig. Ja, ich kann ohne Übertreibung sagen, daß der unterste Stand in Ostpreußen mit oder ohne Grundbesitz ein ganz behagliches Leben führte.

Daß die Form dieses Lebens nicht mit süd- oder westdeutschen Begriffen ganz übereinstimmte, will ich gern zugeben, und mich selbst dahin erläutern, daß diese Stände in ihren bescheidenen Lebensansprüchen allen Grund zur Zufriedenheit hatten. . . . Um so mehr wird man fragen, woher denn die Unzufriedenheit stammte, die so viele Tausende gerade aus Masuren in die Fremde trieb. Darauf will ich eine Antwort geben, die Hörner und Zähne haben soll, weil sie wahrscheinlich auch für die nächste Zukunft von großer Bedeutung sein wird.

Die Ursache der Abwanderung ist die Abdrängung der Masuren von ihren natürlichen Bodenschätzen, von Wald und See. Ich habe in der Kinderfibel das herzbewegende Gedicht auswendig lernen müssen: „Frau Magdalis weint auf ihr letztes Stück Brot.“ Darin war gar beweglich geschildert, daß eine Witwe mit ihren Kindern dem Untergange geweiht war, weil ihre letzte Nahrungsquelle, die Kuh, eingegangen war.

Diese Binsenwahrheit der Kinderfibel existierte nicht für den Herrn Fiskus. Eines Tages erfolgte der Ukas, man kann solch eine Verordnung nur mit einem russischen Namen bezeichnen, der die Weide in der königlichen Forst verbot. Bis dahin hatten die Bauern, ja selbst die Gutsbesitzer und auch die freien, auf kleinem Grund sitzenden Kossäten, ihr Vieh in der Forst weiden dürfen. Das Verbot betraf die verschiedenen Klassen der Grundeigentümer schwer, und am schwersten natürlich die ganz kleinen Eigentümer, die Kossäten, die nur durch die Weide in der Forst imstande waren, ein Stück Vieh zu halten. Ich will unter den vielen, die mir zu Gebote stehen, nur ein Beispiel herausgreifen. Ein Eigentümer hatte vier Morgen des allerschönsten Sandes, der bei genügender Düngung ein für seine große Familie ausreichendes Quantum Kartoffeln

lieferte. Er hatte zwei Kühe, die in der königlichen Forst weideten, verkaufte also jährlich zwei Kälber, abgesehen von der Milch, die er für seine Familie und zur Aufzucht von Ferkeln verbrauchte. Gegen den Herbst hin wurde ihm in der königlichen Forst die Werbung von Heu, allerdings damals schon unter dem deckenden Titel von „Streu“ auf den Gestellen und Schonungen gestattet.

Mit dem Augenblick, wo das Verbot der Waldweide erging, wurde seine ganze Existenz gefährdet. Der benachbarte Gutsbesitzer, zu dem er in Arbeit ging, war nicht imstande, ihm den Unterhalt für seine beiden Kühe zu gewähren. Er mußte sie also verkaufen. . . . Der Nahrungsstand der Familie ging mit Riesenschritten bergab. Die Milch, die nicht nur einen großen Bestandteil der täglichen Nahrung ausgemacht, sondern auch noch Butter für den Verkauf lieferte, fiel weg. Eine Tochter ging nach Berlin als Dienstmädchen, zwei Söhne nach Westfalen, um Kohlen zu graben. . . . Vater und Mutter blieben mit vier kleineren Kindern allein übrig. Da raffte eine Halsseuche die Kinder hinweg. . . . Kurze Zeit danach hatten sich die beiden Eltern an einem Nagel erhängt. . . . Das wäre eine sehr wirkungsvolle Geschichte mit dem Titel: „Die segensreichen Wirkungen der verbotenen Waldweide.“

Ich muß noch hinzufügen, daß die Eltern verbotenerweise sehr eifrig fischten und dadurch sehr erheblich zur Bereicherung ihres Unterhalts beitrugen. Das bringt mich auf die zweite Ursache der starken Abwanderung. Ich habe schon erwähnt, daß der Orden den Bauern eine Berechtigung verlieh, mit Kleingezeug zur Tisches Notdurft in den angrenzenden Seen zu fischen. Das war ein sehr wertvolles Privileg, denn der Masur ist ein sehr geschickter Fischer, und es war den Berechtigten nicht schwer, in jeder Woche soviel Fische zu fangen, daß sie den Überschuß gedörrt oder geräuchert für Zeiten der Not aufbewahren konnten.

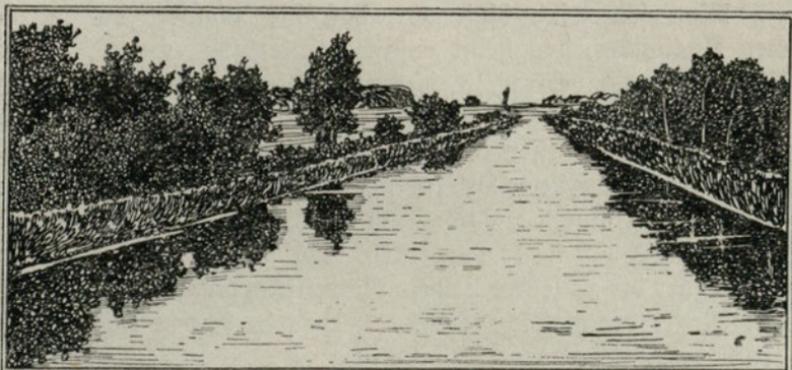
Da griff plötzlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Herr Fiskus ein. Er beschränkte und beschnitt den Ausdruck: „kleines Gezeug“ in einer noch milde ausgedrückten, sehr energischen Weise, und als ihm das noch nicht

genug zu sein schien, begann er die Berechtigung zwangsweise abzulösen. So ist es einem meiner Verwandten passiert, daß er das Rest- und Hofgut einer Besizung kaufte, woran nach der ausdrücklichen Bekanntmachung im Kreisblatt die Fischereiberechtigung für einen See haftete. Er hat sie nie ausgeübt. Aber was war die Folge? Ein von der „Generalkommission“ angestrebter Prozeß, in welchem ihm die Berechtigung zur Tisches Notdurft zu fischen abgesprochen wurde. . . .

In seiner Einfalt hatte er auf die erste Aufforderung der Generalkommission geschrieben, daß er keinen Prozeß wünsche, daß er sich einigen wolle. . . . Vergeblich. . . . Die Kosten waren so erheblich, daß er sein kleines Besiztum aufgeben mußte. . . .

Ich will nicht auf all die Einzelheiten eingehen, die mir für diese Beweisführung zu Gebote stehen. Ich will nur kurz zusammenfassen, daß man schwerwiegende Ursachen nicht durch kindische Erklärungen beseitigen kann. Es hat ja böses Blut gemacht, daß man den tanzlustigen Masuren durch die Amtsvorsteher verbieten ließ, am Sonnabend sich bei Spiel und Tanz auszutoben. Aber viel schwerer als diese Nadelstiche wog doch das schwere Geschick, das die Landesbewohner, die an Wald und See angrenzen, von Wald und See, von den natürlichen Bodenschätzen, von ihren billigsten Nahrungsquellen abschnitt.

Wenn man, wie ich, jahrzehntelang die Erörterungen der Ursachen der masurischen Abwanderung in Parlamenten und Versammlungen erlebt hat, dann muß man sich doch wundern, daß die einfachste, auf wirtschaftlichen Ursachen beruhende Erklärung von keinem Redner gefunden worden ist, . . . weil sie keiner kennt so wie ich, . . . und das Beispiel der Masuren wird hoffentlich als warnendes Beispiel für andere Zeiten und Länder fortwirken: sperrt nicht die Bewohner eines Landes von Wald und See, von den natürlichen Nahrungsquellen ihres Landes ab, sonst werdet ihr es immer wieder erleben, daß die Bewohner des Landes wegziehen, um nicht zu hungern, und daß sie lieber in ein Kohlenbergwerk einfahren, als daheim hungernd einen Dreschflegel rühren. . . .



## Falsche Wirtschaft.

Der Grundfehler in dem System lag darin, daß man die Seen dreimal ausschinden ließ. Erstens durch die Fischereiberechtigten, die sehr energisch von ihren Privilegien Gebrauch machten, was ihnen niemand verdenken kann, zweitens durch Pächter, und drittens durch Raubfischer, denen die Seen bei der ganz unzureichenden Aufsicht ausgeliefert waren. Daß der Masur ein leidenschaftlicher und sehr geschickter Fischer ist, brauche ich wohl kaum zu versichern, und daß die Pächter nicht zu faul waren, alles aus den Seen herauszuholen, was sich fangen ließ, ist wohl auch erklärlich. Dazu kam noch die unglaublich törichte Bestimmung, die das bis auf den heutigen Tag bestehende Fischereigesetz aufweist, die Aufhebung der an und für sich schon unpraktischen absoluten Schonzeit an drei Tagen der Woche. Anstatt daß die Fische während ihrer Laichzeit völlige Ruhe hatten, wurden sie an drei Tagen jeder Woche nicht nur beunruhigt, sondern auch gefangen. Alle diese Umstände vereinigten sich, um den Fischreichtum Masurens zu zerstören.

Wenn ich mir jetzt in der Erinnerung diese Zustände vergegenwärtige, dann ballt sich mir noch die Faust beim Schreiben.

Man stelle sich bloß vor, daß die Pächter, die durchweg Ausländer, das heißt russische Untertanen waren, keinen Fisch im Lande verkauften, sondern alles über die Grenze nach Polen schickten, wo die Gewässer bereits völlig ausgeraubt und die Fische insolgedessen mit Gold aufgewogen werden, namentlich in der Fastzeit vor Ostern. . . . Die Bewohner der Städte in Masuren konnten auf keine andere Art zu einem Fischgericht kommen, als daß sie es von einem Raubfischer oder von einem Bauer, der die zu seines Tisches Notdurst gefangenen Fische auf den Markt brachte, kauften. . . . Also in beiden Fällen eine strafbare Handlung. . .

War es nicht geradezu ein öffentlicher Skandal, daß Seefische nach den kleinen, ringsum von großen Seen umgebenen Städten verschickt wurden?! Wie lange habe ich in Wort und Schrift gegen diese zum Himmel schreienden Zustände angekämpft! Da schien in den 90 er Jahren ein Hoffnungsstrahl aufzuleuchten. Ich wurde von dem damaligen Fischereidezernenten im Landwirtschafts-Ministerium zu einer Besprechung geladen, in der ich rückhaltlos diese Zustände klarlegte. Und im Anschluß daran wurde ich aufgefordert, erstens einen ausführlichen schriftlichen Bericht abzufassen und zweitens, Besserungsvorschläge zu machen.

Ich gab darin meiner Überzeugung Ausdruck, daß die Nugnießung der Gewässer den armen masurischen Anwohnern zugewendet werden müßten, und nicht nur den schon bisher Berechtigten, sondern auch den ärmsten Bevölkerungsschichten. Für die Staatskasse brauchte daraus keine Einbuße herauszuspringen, eher werde sich eine Vermehrung der Einnahmen ergeben, wenn man jedem, der fischen will, die Erlaubnis dazu erteile, und für jedes Netz eine Abgabe erhebe. Das ist das System, wie es auf den Haffen gebräuchlich ist. Da legt jeder Fischer die Netze, mit denen er fischen will, dem Oberfischmeister vor, der sie daraufhin prüft, ob sie vorschriftsmäßig sind und mit einer Plombe versieht.

Damit würde mit einem Schlage der Raubfischerei ein Ende gemacht, denn nun würden die Fischer selbst die schärfste Aufsicht üben. Wünschenswert sei, daß vorher die Berechtigungen



Aus: „Fischwald“

M. u. H. Schaper, Hannover

Bestecken der Aalschnur





Aus: „Fischwaid“

M. u. H. Schaper, Hannover

Hecht- und Barsch-Angelei mit dem Blinkfisch





Aus: „Hatali“

A. Dunker, Weimar

Schlechter Fang: kein Fisch im Netz



abgelöst würden. Und nun kommt das Überraschendste: von meinen Vorschlägen wurde nur der letzte gebilligt, und es begann eine rücksichtslose Ablösung der Fischereiberechtigungen.

Die Entschädigungen, die gezahlt wurden, waren sehr gering. Die volkswirtschaftlichen Folgen dieser Maßregel waren eine Entwertung der bäuerlichen Grundstücke, die im Kaufpreis weit mehr, als die bare Entschädigung betrug, sanken. Zweitens wurde das Bargeld meistens verausgabt, und drittens fischten nun die Berechtigten ebenso eifrig wie früher, aber jetzt unberechtigt, als Raubfischer weiter. Selbst die Erwartung, daß die Pächterträge nach Beseitigung der Berechtigung steigen würden, erfüllte sich auch nicht.

Nur eins gelang teilweise: die ausländischen Pächter wurden hinausgedrängt und bei Neuverpachtungen durch Einheimische und pommersche Fischer ersetzt. Wie man mir sagte, scheut sich die Regierung davor, eine Fischerbevölkerung in dem Seegebiet großzuziehen und befürchtet eine Vermehrung der Kosten für die dann nötige Verstärkung der Aufsicht. Man hat seinerzeit sehr viel und sehr gründlich die Ursachen der Abwanderung, die Maßregeln mehr als andere Teile Ostpreußens entvölkerte, erörtert . . . da hat man die hohen Löhne im Westen, im Industriegebiet, den Zug nach der Großstadt, die Bergnützungssucht und alles mögliche angeführt. Die einfachste und richtigste Erklärung ist doch die Tatsache, daß die Erschwerung der Lebensführung durch die Absperrung von Wald und Wasser, die Maßregeln aus der Heimat vertrieben hat. Dr. Franz Oppenheimer, unser bedeutendster Volkswirtschaftler, hat es als ein Gesetz erwiesen, daß die Bevölkerung von Orten hohen Druckes nach Orten minderen Druckes abströmt. Und der hohe Druck, unter dem die Maßregeln lebten, ist wohl von mir schon hinreichend gekennzeichnet worden. Er besteht noch in ungeschwächter Kraft, und wird er nicht beseitigt, dann wird die geplante Ansiedlung von Kriegsinvaliden vergeblich sein; denn eine Lebensführung auf einigen Morgen mageren Landes ist unmöglich. Das Kunststück haben nicht einmal die sparsamen und unglaublich genügsamen Maßregeln fertiggebracht, als ihnen die Waldweide genommen und die Fischerei durch scharfe Aufsicht nahezu

unmöglich gemacht wurde. Noch viel weniger werden es An-  
siedler aus anderen Gebieten, noch dazu mit geschwächter Ar-  
beitskraft, fertigbringen. . . .

\* \* \*

Der Fischereibetrieb auf den majurischen Seen ist so inter-  
essant, daß ich mir nicht versagen kann, ihn ausführlich zu  
schildern.



## Fischfang im Sommer.

In feuchtwarmer Nacht, wenn dunkle Wolken den Himmel verhüllen, schleichen aus den Hütten mit geflickten Strohdächern, wie man sie noch heute in ganz Ostelbien findet, vermummte Gestalten. Das Gesicht ist geschwärzt, der Körper in zerlumpte Gewänder gehüllt. Das sind die Ärmsten der Armen, die Tagelöhner und Instleute, die von dem Ertrag der Gewässer ausgeschlossen sind, an deren Rand sie wohnen. Unter Zittern und Zagen suchen sie mit primitivem Gerät ein Gericht Fische zu erraffen, das ihnen die mangelnde Fleischnahrung ersetzen soll. Zwei Rahmen, etwa vier Meter lang und einen Meter hoch, sind an der schmalen Seite durch ein Scharnier zusammengefügt und mit engmaschigem Netz überzogen. Wie zwei ausgebreitete Arme fährt dieses Gerät, von den Männern gezogen, im seichten Wasser über den Grund. Nach zwanzig Schritten wird es zusammengeklappt und ans Ufer getragen, um die Beute zu bergen. Meist sind es zahllose winzige Fische, die in den bauschigen Beuteln des Netzes hängen bleiben, nicht selten jedoch werden auch wertvolle Schleien und Brassen (Bleie) erbeutet, wenn sie zur Ablegung des Laichs auf den flachen Uferrändern sich versammeln.

Vorsorglich wird der Fang an mehreren Stellen im Ufergebüsch geborgen oder sogleich durch einen Begleiter nach Hause geschickt, um von den Frauen zubereitet zu werden. Ist der Fang sehr reich gewesen, dann wird ein Teil der Fische noch in der Nacht im Ofen abgebacken, um als Vorrat aufbewahrt zu werden. Mit dem Rest macht sich die Frau vor Tau und Tag auf den Weg nach der nächsten Stadt, wo der Erlös in Salz, Speck, Kaffee und Branntwein angelegt wird.

Es ist ein mühseliges Stück Arbeit, dies Fischen mit der „Kosa“. Bis zu den Hüften waten die Männer stundenlang im Wasser, oftmals kauern sie im Köhricht, bis zum Kopf eingetaucht, um dem Aufseher zu entgehen, der in solchen Nächten seine Aufmerksamkeit verdoppelt. Müde und frierend lehren sie vor Tagesanbruch nach Hause zurück, um sich durch eine reichliche Fischmahlzeit für die Anstrengungen zu entschädigen und für die mühevollen Tagesarbeit zu stärken. Einfach genug sind die Fische zubereitet. Wenn irgend möglich, werden sie in Milch gekocht; reichliche Zutat von geriebenem Meerrettich dient als Würze.

An den großen Seen, die im Zuge der uralisch-baltischen Seenkette liegen, ist noch ein zweites Netz im Gebrauch, das, zur richtigen Zeit angewendet, reichliche Erträge zu liefern pflegt. Das ist das Staaknetz, einfach und doch sinnreich in seiner Konstruktion. Zwischen zwei Simmen, das sind Leinen von der Dicke eines Fingers und etwa dreißig Metern Länge, sind drei Netzwände ausgespannt. Die beiden äußeren bestehen aus großen Maschen mit einer Seitenlänge von 10 bis 15 Zentimetern. Die mittellste Netzwand dagegen ist so engmaschig, daß nur ein kleiner Fisch darin stecken bleibt. Die großen Fische stoßen sich, wenn das Netz, durch Schwimmer an der oberen und durch Bleistücke an der unteren Simme ausgespannt, wie eine Wand im Wasser steht, einen Beutel aus, denn das feinmaschige Netz hat so viel Überschuß, daß es auf jeder Stelle leicht nachgibt.

Die Anwendung dieses Netzes ist sehr mannigfaltig. Es wird abends an Stellen ausgeworfen, an denen im Sommer und Herbst sich größere Fische zu versammeln pflegen. Den

Fischern sind solche Stellen genau so bekannt, wie dem Jäger die Wechsel des Wildes. Ja, sie können noch mit viel mehr Sicherheit auf das Eintreffen der Schuppenträger rechnen, als der Jäger, der auf einen Hirsch oder ein Reh lauert, denn die Fische unternehmen ihre Wanderungen mit großer Regelmäßigkeit. In warmen Sommernächten steigen sie aus der Tiefe empor und ziehen zu dem Ufer, an dem tagsüber der Wellenschlag gestanden hat, weil sie in dem von der Bewegung aufgerührten Wasser reichliche Nahrung finden. Im Herbst wandern die Weißfische und mit ihnen die Raubfische, die sich von ihnen nähren, aus dem flachen Gewässer zum tieferen, im Frühjahr geht der Zug umgekehrt. Schmale Verbindungsstellen der zusammenhängenden Gewässer sind daher gute Fangstellen, in denen wochenlang große Fischmengen erbeutet werden. Manchmal ist der Andrang so groß, daß das Reh mitgeführt wird.

In der Hauptsache dient das Staaknez aber den Arten des Fischereibetriebes, bei denen der Fisch getrieben wird. Das Werkzeug zum Scheuchen ist eine glatte, dünne Stange, die an ihrem dicken Ende einen Holzkumpen von der Größe eines Pferdehufs und der Form einer Glocke trägt. Bei heftigem Stoß wird Luft mitgerissen, die unter Wasser mit starkem Getöse entweicht. Erschreckt fliehen die Fische vom Ufer nach der Tiefe zu, wo das Reh in flachem Bogen aufgestellt ist. Auf manche Fische scheint dies Geräusch nicht abschreckend, sondern anreizend zu wirken, denn die Kaulbarsche werden in den Hassen auf die Weise gefangen, daß die Fischer auf der entgegengesetzten Seite mit dem „Sturzel“ ins Wasser stoßen, worauf die Fische herzu-eilen und sich im Reh verstricken.

Den zahllosen Fischdieben im ostelbischen Deutschland ist dies Reh ein unentbehrliches Gerät. Der dazu erforderliche Kahn ist im kleinsten Dorfe vorhanden. Sein Besitz ist ja nicht verboten. Und wie leicht ist er aus zwei dickeren Planken und vier dünnen Brettern gezimmert! Für den Unerfahrenen mag er ein „Seelenverkäufer“ sein; den Männern, die mit seiner Handhabung von klein auf vertraut sind, erfüllt er seinen Zweck. In der Mittagstunde, wenn die Hitze über dem stillen See

brütet, fahren sie hinaus. Drei, vier Netze werden aneinandergebunden und in weitem Bogen, der dem Ufer zugekehrt ist, so aufgestellt, daß Anfang und Ende der Netzwand in ganz seichtem Wasser zu liegen kommen. Mit hastigen Ruderstößen treibt der eine den Kahn vorwärts, der andere scheucht die Fische mit dem Sturzel. Auf den Uferhöhen halten ein paar Jungen Wache, um die fischenden Väter gegen eine Überraschung durch den Aufseher zu sichern. Manchmal ist schon beim ersten Aufstellen das ganze Netz voll kleiner Weißfische und Barsche. Dann wird es eilig auf die Ruder gelegt und nach Hause getragen, um im Stall seiner Beute entledigt zu werden.

Im Herbst, wenn die Kälte der Luft die Wärme des Wassers als Nebel hervorlockt, dann wird mit dem Staaknetz ein eigenartiger Fischfang betrieben. Fast in jedem größeren See gibt es Stellen, in denen der Boden aus der Tiefe so weit emporsteigt, daß diese „Berge“, wie der Fischer sie nennt, nur von wenige Meter hohem Wasser bedeckt sind. Dort sammeln sich in den Wochen, die dem Zufrieren vorangehen, fast alle Fischarten des Sees in großen Mengen. Am zahlreichsten sind natürlich die Weißfische, Plöke, Gieben und Rotfedern vertreten, die ja in den meisten Gewässern die Überzahl behaupten. Man könnte fast meinen, daß sie noch einmal, ehe der Frost ihnen die starre Decke auf den See legt, mit Tanzen und Springen sich vergnügen wollen. Denn in den windstillen Nächten hört man deutlich, wie sie ausspringen, als wenn sie, wie in heißer Sommerszeit, die Mücken jagen.

Mit lautlosem Ruderschlag kommt der Fischer angefahren. Unter Vermeidung jeglichen Geräusches läßt er die verbundenen Netze auslaufen. Anfang und Ende sind durch wasserdichte Lösschen bezeichnet, die durch eine lange Schnur mit dem Netz verknüpft sind, weil in der dunklen Nacht auch der Erfahrenste sich auf der weiten Wasseroberfläche in der Entfernung irrt. Die Landmarken, die am Tage ihn die Untiefe mit unfehlbarer Sicherheit finden lassen, sind verschwunden, nur ein einsames Lichtlein, das aus weiter Ferne herüberschimmert, oder ein Hundeblass geben ihm einen kleinen Anhalt. Ist das Netz in möglichst gerader Linie ausgestellt, dann fährt der Kahn zwei- auch drei-

mal darüber hin und zurück. Aber jetzt wird mit dem Sturzel nicht heftig ins Wasser gestoßen. Nein, der Fischer hat ihn umgedreht. Mit der dünnen Spitze plätschert er ununterbrochen auf der stillen Oberfläche des Sees. So oft ich auch diese Art der Fischerei betrieben habe, ist es mir doch nicht klar geworden, ob dies Geräusch die Fische scheucht oder anlockt. Fast möchte ich das letztere annehmen, denn beim Abnehmen des Netzes sieht man, daß die Fische von beiden Seiten herzugeeilt sind und sich den Beutel ausgebohrt haben, der sie so innig umschließt, daß sie keine Flosse zu ihrer Befreiung rühren können.

Wie oft bin ich mit meinem alten Kumpan Stomber in den Herbstnächten zum Fischfang mit dem Staaknetz ausgefahren. Den Tag über schaffte er rüstig mit Säge und Art in der Forst als Holzmeister, das heißt als Anführer der zahlreichen Holzarbeiter. Wenn aber die anderen, müde und matt von der schweren Arbeit, ihr Lager aufsuchten, dann kam er nach der Försterei gewandert, um mich, der ich als strebsamer Gymnasiast über dem langweiligen Cicero saß, zu einer nächtlichen Fahrt zu verlocken. Er brauchte nicht lange zu bitten, denn mich trieb dasselbe Gefühl wie ihn, die Jagdpassion, die beim Fischer ebenso vorhanden ist wie beim Jäger. Und während ich noch die notwendigsten Arbeiten für die Schule erledigte, saß er schon unten am Seeufer im Kahn und „verlas“ die Netze, daß sie beim Aufstellen in finsterner Nacht sich nicht verhedderten. Es ist merkwürdig, welch eine Bereitwilligkeit all die unzähligen Maschen besitzen, ein Korkstoß oder ein Bleistück zu ergreifen und festzuhalten. Da müssen die Finger nicht nur fühlen, sondern auch sehen, denn das Auge vermag ihnen nicht zu helfen.

Am flachen Ufer wurde der erste Zug getan, „um das Netz naß zu machen“, dann ging die Fahrt quer über die Bucht zu der Landzunge, vor der wir den Kahn genau einrichteten, um in der Dunkelheit die „Gora“, die Untiefe, nicht zu verfehlen, die nach allen Seiten so steil abfällt, daß ein Irrtum um wenige Gewände das Netz in eine Tiefe von zwanzig bis vierzig Metern versinken läßt. Wie oft hat uns dabei der Nebel überfallen, daß wir froh waren, die Tönnchen, die das Netz hielten,

wiederzufinden. Einmal sind wir stundenlang hin und her gefahren, in der Meinung, daß wir uns dicht an der Auswurfstelle befänden. Schließlich stießen wir auf ein Rohrdickicht. Es erschien uns unbekannt. Wir fuhren ans Ufer, es kam uns fremd vor. Geduldig saßen wir im Kahn, bis der Tag zu grauen begann, und wir erkannten, daß wir über eine Meile weit gefahren und in eine abgelegene Bucht geraten waren, die wir sonst nie aufzusuchen pflegten. Einmal überraschte uns ein Gewitter, das glücklicherweise so schnell vorüberrauschte, wie es gekommen war. Aber eine halbe Stunde haben wir doch am umgestürzten Kahn im eiskalten Wasser gehangen, und ein Glück war's, daß der Wellenschlag uns an die Spitze einer weit in den See laufenden Landzunge trieb. Da haben wir unseren Kahn umgedreht, das Wasser ausgeschöpft und unser Netz gesucht, das mit Fischen so gefüllt war, daß wir befriedigt den Heimweg antreten konnten.

In den meisten Fällen verlief die Fahrt völlig gefahrlos. Wir stellten das Netz aus, fuhren hin und her, während wir abwechselnd mit dem Sturzel plätscherten. Sehr oft war es so dicht voll weißschimmernder Fische, daß es wie ein heller Berg im Mittelteil des Rahnes lag. Dann schöpfte ich sorglich das Wasser aus und fuhr zur Stadt hinüber, wo an der Mündung des Flusses unser Geschäftsfreund wohnte, der für billigen Preis gern die gefangenen Fische erwarb. Ohne Unwillen zu zeigen, ließ er sich wecken, eifrig schleppte er mit meiner Hilfe die schweren Körbe in seinen Laden, um sie zu wiegen. Neben dem klingenden Lohn stiftete er meinem Kumpan noch einige Dinge, die bei schwerer Arbeit in kalter Herbstnacht nötig, nützlich und angenehm zu sein pflegen: eine Flasche „Doppelneunkraft“, aus ehrlichem Kartoffelspiritibus künstlich gebraut, ein reichlich bemessenes Stück Rauchwurst und eine Handvoll Zigarren, deren Hauptvorzug darin bestand, daß sie bei energischer Lungentätigkeit Rauch von sich gaben. Am frühen Morgen hängte dann unser Geschäftsfreund an die eiserne Stange, an der sonst die Embleme seines Geschäfts, eine Sense, ein Stück Baumwolle und dergleichen baumelten, einige Fische, und die Käufer fanden sich bald in hellen Scharen ein.



Aus: „Halali“

A. Dunker, Weimar

Heben der Alkreusen



Die interessanteste Anwendung des Staatnetzes ist unstreitig die beim Fangen des Hechtes. In den flachen Gewässern, deren Wassermenge stets gleichmäßig erwärmt oder abgekühlt ist, steht der schlaue Räuber, den man ohne Übertreibung mit dem Fuchs vergleichen kann, auch im Sommer in den dichten Kraut- und Rohrkampen, die der Fischer „das Geläge“ zu nennen pflegt. Dort wird mit dem Netz, das man mit einer acht bis zehn Meter langen Stange auszieht, umstellt und mit derselben Stange nach dem Netz hingetrieben. Das ist durchaus nicht ganz leicht, denn der schlaue Räuber kennt ohne Zweifel die ihm drohende Gefahr und sucht nach den Seiten, manchmal in ganz seichtem Wasser, zu entkommen. Erst ein kräftiger Stoß mit der Stange treibt ihn ins Netz hinein.

Sowie im Spätherbst die Feldarbeit aufhört, gibt es für die freien Arbeiter in den Ostprovinzen Preußens jetzt fast keine Lohnarbeit mehr. Nicht nur die Gutsbesitzer, sondern auch die Bauern dreschen ihr Getreibe mit der Maschine, und das lustige Klappern der Dreschflegel ist kaum noch irgendwo zu hören. So drängt sich alles zur Waldarbeit, zum Holzschlag, der natürlich auch bald beendet ist. Dann kommen einige Monate — etwa von Dezember bis März —, in denen auch der fleißigste Arbeiter beim besten Willen keine Beschäftigung findet. Der See liegt vor der Tür, da wird die Verlockung zum Fischdiebstahl übermächtig. Und gerade im Herbst, in den stürmischen, finsternen Nächten ist der Fang am ergiebigsten. Da laichen die Maränen, die der Händler sehr gut bezahlt, die scheuen Brassen tummeln sich am seichten Ufer, wo der Wellenschlag das Wasser aufrührt, im Köhricht stehen die Hechte. Die Fischereiaufscher, deren Gebiet zu groß bemessen ist, müßten ihre Anstrengungen verzehnfachen, um dem Unfug zu steuern!

Hat der Frost die Gewässer mit einer Eisdecke belegt, dann wird die Angel hervorgeholt. Sie trägt als Köder ein aus Zinn gegossenes Fischlein mit starkem Haken. Früh am Morgen fährt der Wilderer auf einem leichten Schlitten, der durch eine Pike recht schnell getrieben wird, an die von altersher wohlbekannten Stellen, wo die Barsche sich in Scharen zu versam-

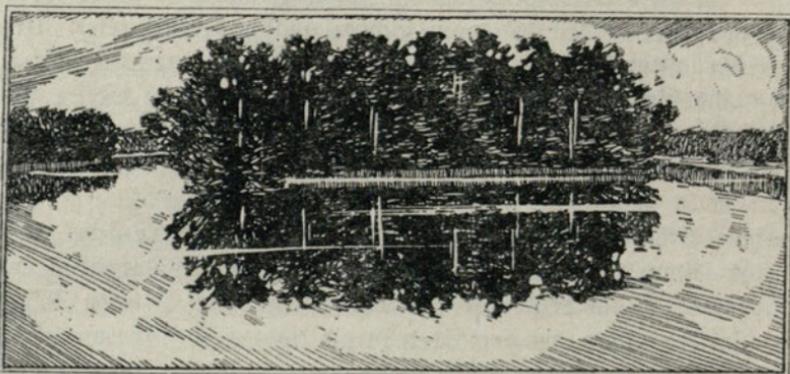
meln pflegen. Seine Ausrüstung ist ein Sack, ein Handbeil und ein fußlanger Stock, an dem die zehn- bis fünfzehn Klafter lange Angelschnur befestigt wird. Schon am zweiten Tage, wenn das Eis den schreitenden Menschen noch nicht trägt, wagen sich die Männer mit ihren Schlitten auf die Tiefe. Im Sizen wird ein Loch geschlagen und die Angel eingesenkt. Im Zickzack fährt das Zinnfischchen blinkend hinab. Ist Fisch vorhanden, dann erfolgt sofort der Biß. Mit beiden Armen haspelnd, holt der Angler die Beute empor und läßt eiligst die Angel wieder hinab. Gerade in den ersten Tagen nach dem Zufrieren entwickelt der Barsch eine Freßlust, die ganz erstaunlich ist. Der Wilderer fängt nach Herzenslust, ohne Angst vor dem Aufseher, dem man es wirklich nicht zumuten kann, mit Lebensgefahr das Eis zu betreten. Und würde er es mit einem Schlittchen wagen, dann wären die Angler längst auf und davon, ehe er auch nur eine kurze Strecke zurückgelegt hätte.

Im Frühjahr, sobald Tauwetter eintritt, ziehen die Fische sich nach dem Ufer hin. Dann werden die Regenwürmer hervorgeholt, die jeder odentliche Fischdieb im Keller überwintert. Sie werden jetzt begierig von jedem Fisch genommen, namentlich vom Brassen, der sonst so schwer zu berücken ist. Möglichst schon einige Tage vorher schlägt der Angler die Löcher, in denen er fischen will, in das von Sonne und Regen zermürbte Eis, meistens mitten in den dichten Rohrkampen, die ihn gegen das Auge des Gejages verdecken. Oft ist das Eis ringsum am Rande schon einige Schritte weggetaut. Dann schiebt der Angler ein langes Brett hinüber und macht sich beim ersten Morgengrauen auf, wenn der Nachtfrost die Eisdecke zusammengezogen hat. Er weiß, daß seine Waghalsigkeit meistens reich belohnt wird. Nicht selten erblickt er die dunklen Rücken der dicht gedrängt stehenden Fische dicht unter der Wuhne. Gierig schnappt der nächste nach dem hinabsinkenden Wurm. In diesem Augenblick ist er durch einen scharfen Ruck emporgezogen, ohne daß die anderen etwas davon merken. Am erfahreneften sind in dieser Kunst die Masuren, die lange, leichte Holzschuhte nach Art der Schneeschuhe an die Füße schnallen, um das mürrbe Eis betreten zu können.

Ist diese Art von Fischweid vorüber, dann wird der Speer hervorgeholt. Auf den vom Schmelzwasser überfluteten Uferwiesen sammeln sich die laichreifen Hechte in kleinen Gesellschaften, die hin und her ziehen, bis sie eine geeignete Stelle zum Absetzen von Milch und Rogen gefunden haben. Dann brodelt das Wasser dort auf, als wenn es kochte. Wie ein Jäger, der ein Wild beschleicht, schiebt der Wilderer sich heran . . . mit jähem Schwung schleudert er die Waffe in die „Laiche“, und nicht selten zappeln mehrere Fische an den Widerhaken des Speeres. Noch ergiebiger ist das Stechen der großen Döbel, die im Frühjahr aus den Seen in die kleinen Zuflüsse eintreten, um dort zu laichen. Da habe ich mal einen zehnjährigen Burschen gesehen, der seine Waffe mit unfehlbarer Sicherheit handhabte. Bis zur Brust durchnäßt und hungrig wie ein Wolf — denn das Stück Grobbrot, das er mitbekommen, war längst verpulvert — stand der stämmige Bube am Ufer des Fließchens und spähte in die Flut hinab.

Alle Augenblicke wandte er den Kopf und musterte scharf den etwa hundert Schritt entfernten Waldrand, wo wir gedeckt lagen. Zweimal stieß er zu, und jedesmal holte er einen mehrere Pfund schweren Fisch heraus. Mein Begleiter, ein Förster, flüsterte mir zu, daß der Junge mindestens schon zwei Duzend solcher Prachtexemplare erbeutet und irgendwo im Walde versteckt hätte. In schnellem Lauf brachen wir aus unserer Deckung hervor, aber der kleine Spitzbube hatte uns sofort erblickt. Ohne Besinnen sprang er durch das eiskalte Wasser und verschwand, seine Beute mit sich schleppend, im Gebüsch.

Bei der Beurteilung der Fischwilderer muß man berücksichtigen, daß die uralte Anschauung, die Wald und Wasser als Gemeingut betrachtet, in Majuren noch immer nicht überwunden ist. Dazu kommt, daß die alte Kunst des Fischfanges und auch die Passion, die mindestens ebenso heftig auftritt wie beim Wildddieb, sich vom Vater auf den Sohn v e r e r b t. Auch die mangelhafte Aufsicht reizt zum verbotenen Fang. Wer beim dreißigsten Mal ertappt wird, hat den Wert des verlorenen Geräts schon doppelt so oft hereingebracht. Und die Geldstrafe wird nie gezahlt, sondern im Winter abgeessen.



M

## Auf dem Spirding.

Mitten in der masurischen Wildnis war ich eingeregnet. Sieben lange Tage saß ich in einem elenden Dorfwirtshaus, das die ganze Schulbibliothek, die mir der Lehrer freundlich zur Verfügung stellte, durch, spielte mit dem Gastwirt Sechszehnjährig und sah zu, wie meine beiden Ruderer aus Verzweiflung und langer Weile ihre langen Transtiesel wicksten.

Endlich am siebenten Tage ließ der Regen nach. Gegen Abend klärte sich der Himmel auf, und die Sonne brach durch die Wolken.

Nie habe ich die Natur in so wunderbaren Farben prangen sehen, wie an jenem Abend. Das helle Laub der Birken und Weiden am Seerande leuchtete förmlich, auf dem dunklen Nieserwald lag ein bläulicher Schimmer, und das Spiegelbild der Uferhöhen in dem stillen See war so klar, daß man jeden Grashalm erkennen konnte, und über Wald und See lag der Schein der untergehenden Sonne so mild und weich, wie das Lächeln auf dem Antlitz einer zärtlichen Mutter. In den Rohrkampfen jubelten die Wasservögel. Geschwätzig lärmte der Rohrspatz, aber all' diese Töne schienen den tiefen Frieden der Natur nicht zu stören. Wie wehende Vorhänge wogten die Schwärme

der Mücken über dem See Spiegel, auf dem in jedem Augenblick ungezählte kleine Ringe aufsprangen, um in wenigen Sekunden spurlos zu verzittern.

Weit hinten am Horizont, wo ein schmaler dunkler Uferstreifen die Wasserfläche von dem gleichfarbigen Abendhimmel schied, stieg kerzengerade eine Rauchsäule auf. Dort lagerten die Fischer. Mit fröhlichem Halloh wurden wir von der lustigen Gesellschaft empfangen. Den wetterfesten Gesellen hatte der Regen nicht die Laune verdorben. Sie hatten einen großen Rahm gegen die Windseite hochkant gestellt, ein Segel darüber gespannt und unter dem Schuttdach sich die Zeit mit Neßflücken und Kartenspiel vertrieben. Nur wenige Stunden am Morgen und Abend nimmt die Arbeit sie in Anspruch, wenn sie die Säcke stellen oder heben.

. . . Als wir ankamen, waren die meisten Fischer bereits vom Ausstellen der Säcke zum Lager zurückgekehrt. Auf dem breiten Sandstreifen des Ufers flackerte hell ein Feuer, von trockenem Kienholz genährt. Darüber hing an einem Gestell aus drei Stangen ein gewaltiger Kessel, in dem prächtige Barsche und Hechte zum Abendessen gekocht wurden. Das Rezept dazu ist sehr einfach: ein starkes Stück Butter, Salz und viel grobgestoßener Pfeffer sind die einzigen Zutaten. Aber wie köstlich schmeckt das Gericht! Die ganze Kunst der Zubereitung liegt wohl in dem langen Kochen. Fast zwei Stunden hatten sie im Kessel gebrodelt, und doch war kein Stück zerfallen, denn in kurzen Zwischenräumen waren sie durch einen Schuß kalten Wassers „abgeschreckt“ worden, wie der Ausdruck lautet. Behaglich schmausend saßen wir um das Feuer herum und sahen dem alten Grosel, dem Kochkünstler der „Maschkopie“, d. h. Genossenschaft, zu, der mir noch einen kulinarischen Genuß ganz besonderer Art bereitete. Einen Hecht von drei Pfund hatte er dicht mit geräuchertem Speck gespickt, um ihn über Kohlenfeuer am Spieß zu rösten. Mit würdevollem Ernst drehte der Alte den auf zwei Holzgabeln gelegten Spieß, an dem der Hecht steckte, hin und her, geschickt fing er mit dem Löffel die hervorquellenden Fetttropfen auf, um sie wieder aufzugießen.

Mit dem Appetit, den nur die Arbeit in frischer Luft ver-

leicht, hatte ich mich dem Fisch, der auch einem verwöhnten Gaumen gemundet haben würde, gewidmet. Das Lob, das ich dem alten Grosel spendete, reizte ihn zu neuen Taten. Er verschwand zunächst, um nach kurzer Zeit mit einem großen Lehmklumpen zurückzukehren. Daraus fertigte er zwei längliche Scheiben von Daumendicke. Und nun kam das Wunderbare. Ein Brassen wurde ausgenommen, mit den üblichen Zutaten von Salz, Pfeffer und Butter gefüllt, und sodann mitsamt seinen Schuppen in die beiden Lehmscheiben eingehüllt. Dieser primitive Backapparat wurde in die heiße Asche vergraben, in der schon ein Duzend Kartoffeln präzelten. Nach einer guten halben Stunde war der Lehm hell gebrannt. Ein geschickter Schlag trennte die beiden Scheiben und mit ihnen den Fisch. Köstlicher Duft stieg von ihm auf . . . dazu die gebackenen Kartoffeln. . . . Man möge mir verzeihen, wenn ich noch in der Erinnerung etwas enthusiastisch werde, und vergeblich nach einem passenden Vergleich suchend, auf das himmlische Ambrosia, die Götterspeise, ver falle. Leider fehlte der Nektar, denn der „Kartofflinsti“, den die Fischer aus ihrem Vorrat reichlich spendeten, kann unmöglich auf diesen Vergleich Anspruch machen!

Während ich noch schmauste, hatten sich schon die meisten Fischer unter dem Segeldach, in ihre grauen Wandmäntel gehüllt, zum Schlafen ausgestreckt. Einige Kartenrazen saßen noch am Feuer und spielten mit Blättern, deren Bedeutung nur nach genauem Hinsehen erkennbar war, Sechsendsechzig. Weiter am Ufer saß auf einem Stein der Musikfreund der Genossenschaft und entlockte seiner Harmonika schwermütige Volkweisen und lustige Tänze in angenehmer Abwechslung. Die jüngeren Burschen waren davongeschlichen ins nächste Dorf, um irgendwo an ein Kammerfensterlein zu pochen. . . . Auf dem stillen Seespiegel war der Widerschein der Abendröte verblichen, nur die rötliche Sichel des Mondes, der sich dem Untergang näherte, warf einen zitternden Streifen auf das Wasser. Aus dem Rohrdickicht klang das Schmettern der Enten, das Pfeifen der Taucher herüber. . . . Am Ufer tummelten sich die Strandläufer und Regenpfeifer, und ab und zu strich ein großer

Käfer mit summendem Ton vorüber, wie wenn man leise eine Basssaiten anstreicht. Von dem Feuer, das mit feuchtem Tannenreisig bedeckt war, stieg kerzengerade ein dicker Qualm empor und scheuchte die tanzenden Mückenschwärme. Langsam rückte der helle Schein, der das verschwundene Tagesgestirn andeutet, am nördlichen Himmel nach Osten.

Noch war die Sonne tief unter dem Horizont, und nur die lichten Wolken am Zenith begannen sich rötlich zu färben, als die Fischer aufbrachen, um die Säcke zu heben. Ich fuhr mit Grosjek, der mich so sehr in sein Herz geschlossen hatte, daß er mir sogar das Geheimnis seiner Fangmethode anvertraute.

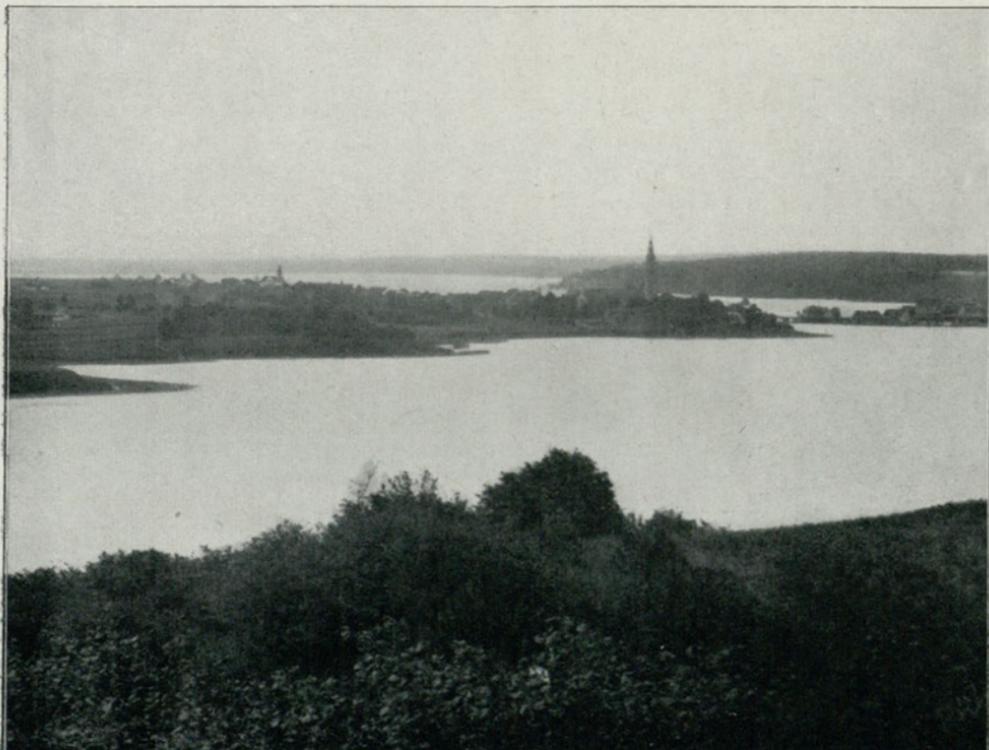
. . . Als ich etwa zwanzig Säcke mit Grosjek gehoben hatte, kam von Süden her ein schmales Ruderboot in schneller Fahrt zu uns heran. Es war mein Freund Drensek, ein wohlhabender Bauer, der auf Grund eines uralten Privilegs sich die Aale „zu Tisches Notdurft“ an der Angel fangen durfte. Und sein Bedarf mußte wohl sehr groß sein, denn den ganzen Sommer hindurch stellte er Schnüre mit vielen Schock Haken aus, und fing jeden Tag eine ganze Menge der schönsten Aale. Die Schnur wird im Winter aus selbstgebaudem Hanf gedreht. In Zwischenräumen von einem Meter sind daran armlange Borrschnüre befestigt, die am Ende den Haken tragen. Als Köder dient ein Tauwurm, ein kleiner Fisch oder ein Stück Fleisch, am besten von den Eingeweiden des Kindes. Es muß aber frisch sein, sonst wird es vom Aal verschmäht. Denn es ist ein Märchen, daß der Aal sich von Aas nährt. Das tut er ebenso wenig wie der Krebs, der in keine Reuse kriecht, in der sich ein übelriechender Fisch oder ein faules Stück Fleisch befindet. . . .

Es war eine genußreiche Stunde voll aufregender Momente, die ich mit Grosjek verlebte. Langsam hob er den Holzkork an, der den Anfang der Schnur bezeichnete. Drei, vier Haken waren leer. Am fünften kam ein großer dunkler Aal aus der Tiefe empor. Scheinbar ohne jeden Widerstand ließ er sich hoch ziehen. Erst dicht unter der Oberfläche machte er durch einen Schlag des Schwanzes einen Versuch zu entfliehen. Aber schon hatte ich ihn mit dem Käser unterfangen und in den Kahn gehoben. —

Auf einer Insel im Spirding hielten wir Rast. Der Bauer hatte zu seines Tisches Notdurft einen geräucherlen Mal mitgebracht, der, in der Mitte aufgespalten, wie ein daumendickes, 25 Zentimeter breites und 90 Zentimeter langes Brett aussah. Von dem lachsartigen Fleisch troff beim Schneiden das Fett. Ein tüchtiges Stück Schwarzbrot dazu. . . .

Während wir auf der Insel lagerten, bot sich uns ein merkwürdiges Naturschauspiel. Das gegenüberliegende Ufer, das nur wie ein schmaler dunkler Streifen am Horizont erkennbar, hob sich hoch über die Wasseroberfläche empor, bis es gleichsam in der Luft zu schweben schien. Mein Begleiter kannte seine Bedeutung. Es deutete starken Wind und Regen an. Eiligst verabschiedete er sich nach dem Frühstück und fuhr mit schnellen Ruderschlägen davon. Ich glaubte ihm nicht, sondern setzte Segel und fuhr bei leichtem Winde auf den See hinaus, um noch dem Inspektor des Pächters, der weit hinten am andern Ufer mit zwei Zugnetzen fischte, einen Besuch abzustatten. Nach einer mehrstündigen Fahrt hatte ich ihn erreicht. Er war gerade dabei, aus dem „Zug“ die Fische in seine Hüttkasten zu füllen. Die Fischer hatten ihre beiden Rähne auf Ruderlänge aneinander gekoppelt, und dazwischen den Netzsaack ausgekrämpt, bis zum letzten Ende, wo die gefangenen Fische im heftigen Gewimmel durcheinander fuhren. Die Hauptmasse bestand aus Weißfischen: Blöken, Giestern und Rotflossen. Aber es waren auch starke Hechte, Barsche, sogar einige Male darunter. Sie wurden mit dem Handkäscher herausgefischt und gesondert in die Hüttkasten gesetzt, die der „Spektor“ an seinem schmalen langen Fahrzeug, dort „Zaun“ genannt, mit sich schleppt. Die kleinen Weißfische wurden einfach in Tonnen gepackt. Langsam fuhr der Zaun, von drei Ruderern fortbewegt, zum zweiten Netz, um dort die Fische in Empfang zu nehmen.

Die Mannschaft der ersten beiden Rähne hatte inzwischen ihr Netz von rückwärts verlesen und es zum erneuten Auswerfen fertig gemacht. Es ist ein sehr umfangreiches Gerät. Jeder Flügel hat eine Länge von etwa 200 Meter, daran schließt sich der Saack von etwa 40 Meter Länge. In jedem Rahn liegt ein Flügel, der Saack auf beiden dicht verbundenen Rähnen. Ist



Aus: „Hafali“

A. Dunker, Weimar

Nikolaiken, der Hauptsitz des Maränenhandels





Aus: „Hafali“

A. Dunker Weimar

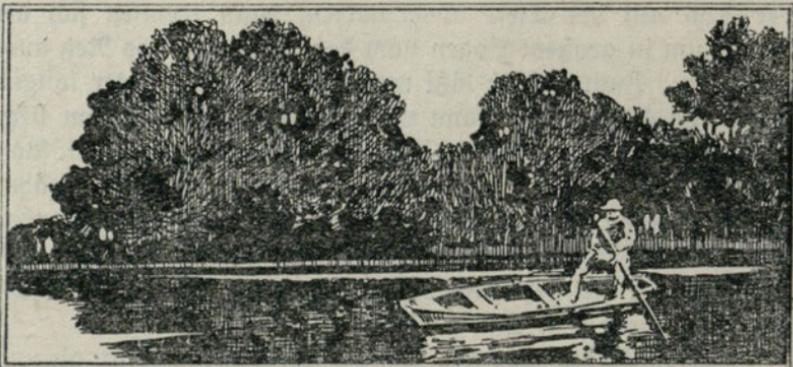
Eisangelei



der Sack auf der Tiefe ausgeworfen, dann trennen sich die Boote, um in großem Bogen nach dem Lande zu das Netz auszuwerfen. Zum Schluß läßt man noch die 200 Meter langen Zugleinen auslaufen. Dann werden die Rähne dicht am Ufer verankert und mit Hilfe von Winden die Leinen eingeholt. Von Zeit zu Zeit werden die Boote losgemacht und einander näher geführt, bis sie beim Aufheben der Flügel dicht nebeneinander liegen. Ein Fischer treibt mit gurgelnden Stößen des Sturgels, einer Stange mit gehöhlten Holzklumpen an Ende, die fliehenden Fische nach dem Sack zurück.

Gegen Mittag war der Wind eingeschlafen. Nur ab und zu lief ein leiser Hauch über den glatten Spiegel und kräuselte die stille Oberfläche des Wassers. Aber mit Besorgnis sahen die Fischer auf die dunkle Wolkenwand, die sich am östlichen Himmel auftürmte. Jetzt lösten sich einige Fehen davon ab und trieben wie vom Sturm gepeitscht der Sonne zu. Mit ihnen kam die Eilung über den See gestürmt und zerriß den stillen See-  
spiegel, daß die Wellen hoch aufstiegen und im Zusammenstürzen große Schaumflocken von sich schleuderten. Und hinter der Eilung schob sich wie eine weiße Wand der Regen heran und verhüllte Himmel und Erde. Hinter den Ufersträuchern, vom großen Segel des Zauns geschützt, ließen wir das Unwetter vorübergehen. Nach einer Stunde hatte sich seine Kraft erschöpft. Fröhlich schöpften die Fischer das Himmelswasser aus ihren Rähnen und fuhren hinaus auf die Tiefe, um von neuem die Netze auszuwerfen. . . .





## Die Teichwirtschaft.

**S**in an Quellen reiches Hügelland ist für die Teichwirtschaft geradezu bestimmt. Beide Voraussetzungen treffen für Masuren zu. Da gibt es zahllose Täler, in denen sich Abwasser sammelt, da gibt es kurze und lange, flache und tiefe Schluchten, an deren Grund eine Wasserader sich dahinschlängelt. Und an Quellen mangelt es wahrlich nicht. Um nur ein Beispiel anzuführen: die frühere Papiermühle in Riauten wurde von einem Bach getrieben, der sich aus den Quellen eines höchstens einen Kilometer entfernten Bergzuges bildet. . . . Die alte Vorstellung, daß ein Teich eine Vertiefung des Erdbodens bedeutet, in der sich Wasser ansammelt, ist längst überwunden. Nein, ein Teich muß zu seiner Herstellung nur einen Querdamm beanspruchen, der das von oberhalb kommende Wasser anstaut. . . . Daß zu einer völligen, für alle Jahrgänge ausreichenden Teichanlage etwa ein Duzend großer und kleiner Teiche gehört, ist für Masuren kein Hindernis, denn die lassen sich oft genug in einer einzigen Schlucht mit genügendem Gefälle, so daß jeder Teich völlig entleert werden kann, anlegen. . . . Habe ich doch selbst Schluchten kennengelernt, in denen eine zwei- bis dreifache Teichanlage möglich wäre. Alle die Hemmnisse, die der wirtschaftlichen Entwicklung Masurens im Wege standen, haben

auch diese Ausnutzung der sehr vorteilhaften Bodengestaltung verhindert. . . . Nach dem Friedensschluß wird man auch diese Frage energisch ins Auge fassen müssen. Und wenn die Kriegshilfe gemeinnützige Anlagen fördern will, die über den Rahmen des staatlich Nötigen hinausgehen, dann möchte ich sie an dieser Stelle nachdrücklich darauf hinweisen, daß die Entwicklung der Teichwirtschaft für die Ansiedlung von Kriegsinvaliden, namentlich verabschiedeter Offiziere, die ein wenig Kapital mitbringen, sehr stark ins Gewicht fällt. Die nötigen Kenntnisse sind durch ein Lehrjahr in einer guten Teichwirtschaft, von denen wir sehr viele haben, zu gewinnen. Die Anlagekosten sind, wo ein Tal oder eine Schlucht mit Wasserrißsam benutzt werden kann, verhältnismäßig gering. . . .

Auch die wirtschaftliche Ausnutzung der vielen Dorfsteiche und Feldtümpel, die von Mergelgruben oder Torfstichen herühren, darf in Masuren nicht länger unterbleiben. . . . Jede Ortschaft, jedes noch so kleine Dorf hat in seiner Mitte mindestens einen Teich, in den von den umliegenden Gehöften die Jauche hineinfließt. Ein anderer Fisch würde in dem trüben schlammigen Gewässer nicht haufen können, der Karpfen jedoch, den man nicht mit Unrecht das Schwein des Wassers nennen kann, gedeiht vorzüglich darin. Ich habe schon vor mehr als einem Jahrzehnt in meiner „Fischwaid“, Handbuch der Fischerei, Fischzucht und Angelei, dieser Sache ein Kapitel gewidmet, auf das ich jetzt zurückgreifen will. Es lautet:

„Biele wenig machen ein viel. Der Leser möge gütigst entschuldigen, wenn ich ihm mit solch einem Gemeinplatz vor Augen trete, aber das ist es ja eben bei uns: Wir kennen diese schönen einfachen Wahrheiten, aber wir handeln nicht danach! So gibt es in Deutschland unzählige kleine Gewässer, die unbenuzt von Berg zu Tal rinnen. Ich denke diesmal nicht an die kleinen Bäche im Gebirge, von denen sich manche auch wegen ihrer chemischen Reinheit nicht recht zum Aufenthalt von Fischen eignen, sondern an die zahlreichen kleinen Rinnsale, die im Frühjahr und im Herbst eine ganze Menge Wasser durch die Schlucht führen, an deren Grunde sie sonst langsam dahinschleichen, ja selbst im Sommer ganz vertrocknen. Es wird noch

viele Menschen geben, die es gar nicht einmal wissen, daß in diesen Schluchten ein Kapital begraben liegt, das sich ohne große Mühen und Kosten heben läßt. Man braucht nur dem Gefälle zu folgen, und ab und zu einen Querdamm zu errichten, der die Mulde des Bächleins abschließt. Dann erhält man eine ganze Reihe von Teichen, die je nach der Beschaffenheit des Wassers mit Forellen und Zander oder mit Karpfen zu besetzen sind.

Vielen Menschen erzähle ich damit nichts neues. Es gibt manchen Besitzer, der auf seinem Lande einen oder mehrere solcher kleinen Wasserläufe besitzt, und wenn er am Morgen daran vorbeigeht, dann denkt er: ‚Wenn ich doch einen Menschen hätte, der mir diese Teichanlagen hier einrichten könnte!‘ Das ist es ja eben, was die wasserwirtschaftliche Kultur bei uns so langsam fortschreiten läßt! Es fehlt an den technisch und wissenschaftlich gebildeten Männern, die imstande sind, lehrend und helfend zu wirken. Aber weshalb fehlt es daran? Weil hier nicht derjenige Faktor eingreift, dem die Pflicht in erster Linie obliegt: der Staat. Ich bin sonst nicht dafür, nach Staatshilfe zu schreien. Ich sehe es viel lieber, wenn jedermann sich aus eigener Kraft zum Bessern emporringt. Aber hier liegen die Verhältnisse anders. Hier handelt es sich um ein großes Stück Nationaleigentum, das erst erschlossen werden muß. Je mehr die Bevölkerung eines Landes an Zahl zunimmt, desto größer muß die Sorgfalt sein, mit der jedes Stückchen des heimischen Bodens ausgenutzt wird. Das muß der Staat nicht von dem Wettbewerb erwarten. Nein, er muß selbst mit gutem Beispiel vorangehen. Wenn junge Leute es wissen, daß es eine gut bezahlte Laufbahn gibt, in der sie nach gehöriger praktischer und wissenschaftlicher Vorbildung den großen und kleinen Fischwirten und denen, die es werden wollen, als Berater zur Seite stehen sollen, dann werden sich so viele diesem Berufe zuwenden, daß der Staat unter den Guten die Besten auswählen kann.

Inzwischen aber wollen wir rüstig aus eigener Kraft weiter schaffen. Es könnte uns sonst die Zeit lang werden, auf die Hilfe des Staates zu warten. Ich habe in Ostpreußen mir schon

seit langen Jahren angelegen sein lassen, die kleinen Wassertümpel, Torflöcher usw., die niemand als Fischwässer betrachtete, zur Nutzung heranzuziehen. In den meisten Fällen lachten mich die Bauern, ja sogar die Gutsbesitzer, denen ich erzählte, daß sie aus diesem oder jenem Tümpel mindestens einen halben Zentner guter Speisefische im Herbst ernten könnten, ganz gründlich aus. Die kleinen Tümpel waren nämlich meistens mit einer Unzahl winziger Karauschen angefüllt, die von Jahr zu Jahr zwar an Zahl zunahmen, aber an Größe abnahmen. Denn die geringe Wassermenge war natürlich nicht imstande, den Zuwachs an jungen Fischen zu ernähren.

Meine Beziehungen zum Karpfen waren damals noch nicht so intimer Natur wie jetzt. Es wäre auch verfehlt gewesen, die kleinen Wasserlöcher erst von dem Bestand der kleinen Karauschen zu säubern, und dann mit einer neuen Fischart zu besetzen. Ich wählte ein einfacheres Verfahren. Ich beschaffte eine Anzahl von Hechten, und setzte sie im Frühjahr in die kleinen Tümpel ein. Den Anstoß dazu hatte mir die Tatsache gegeben, daß ich als Junge einmal in einem einsamen Wasserloch auf dem Felde, das kaum 25 Quadratmeter groß sein mochte, einen Hecht von etwa 8 Pfund fing, der sich von kleinen Karauschen genährt hatte, und zu dieser ansehnlichen Größe herangewachsen war.

Als im Herbst die kleinen Teiche mit einer einfachen Wate abgefischt wurden, war ich über die Größe der Hechte, die wir fingen, geradezu verblüfft. Wir hatten im Frühjahr magere Gesellen von höchstens zwei bis drei Pfund eingesetzt, und holten im Herbst Prachtexemplare mit fetten Bäuchen im Gewicht von acht bis zehn Pfund heraus. Weniger als 4 Pfund hatte keiner der Hechte zugenommen. Die zweite Folge dieses Vorgehens hatte niemand vorausgesehen. Als im nächsten Herbst einer der Besitzer, ich weiß nicht aus welchem Grunde, noch einmal einen solchen Tümpel abfischen ließ, fing er ein Schock wohlgenährter Karauschen, die einhalb bis dreiviertel Pfund, ja auch darüber, schwer waren. Die Erklärung dafür ist ja leicht. Die von den Hechten übrig gelassenen Exemplare hatten nun genügend Nahrung gefunden.

In der Folge hatte das zuerst an wenigen Stellen gegebene Beispiel an vielen Orten zur Nachahmung angereizt. Es sind mir sogar Fälle bekannt geworden, in denen man Torflöcher, die keine Fische enthielten, mit einigen Hechten besetzte. Trotzdem fanden sie genügend Nahrung und nahmen an Größe zu. Ich vermute wohl nicht mit Unrecht, daß die Hechte jeden Frosch, der sich blicken ließ, alsbald weggefangen haben.

Wer etwas Mühe auf diese Sache verwenden will, ist sicherlich imstande, jedes Torfloch vorher mit kleiner Karauschenbrut zu bevölkern, ehe er Hechte einsetzt. Tun sich mehrere Besitzer zusammen, dann könnten sie sogar einen Versuch mit Aalbrut machen. Der Aal ist der denkbar genügsamste Fisch. Er wird im südlichen Frankreich ja sogar in den Cysternen gehalten, in denen die Landbewohner ihre Wasservorräte aufbewahren. Allerdings muß man etwas Geduld haben, und von einem kleinen Lümpel nicht erwarten, daß er mehreren Schock junger Aale Nahrung gewähren kann.

Es ist ja bekannt, daß namentlich die Dorfsteiche, in die von den umliegenden Gehöften die Jauche hineinfließt, ein geradezu überreiches Futter für Karpfen besitzen. Deshalb wird es auch nicht weiter wundernehmen, daß einsömmerige Karpfen von acht bis 10 Zentimeter Länge, die im Frühjahr eingesetzt werden, im Herbst als Fische von einhalb bis dreiviertel Pfund gefangen werden. Ja, in einem Gewässer waren beim Ausfischen einige Karpfen zurückgeblieben. Sie erstickten bei dem strengen Frost, der im Dezember 1902 einsetzte, unter der Eisdecke. Sie wogen: sage und schreibe fünf Pfund. Zur besseren Kennzeichnung dieses erstaunlichen Erfolges will ich wiederholen, daß die jungen Karpfen Ende April 1900 in der Größe von zehn Zentimeter eingesetzt wurden, und am 19. Dezember 1902 rund fünf Pfund wogen.

Im allgemeinen wird man die Karpfen in den Dorfsteichen nicht überwintern können, da die meisten zu flach sind, und bei starkem Frost von der Eisdecke so hermetisch abgeschlossen werden, daß die aus dem Schlamm emporsteigenden Gase keinen Abzug finden. Selbst wenn man fleißig große Löcher in die Eisdecke schlägt und durch hineingelegte Strohbindel offen hält,

besteht stets die Gefahr, daß die Karpfen bis auf den letzten absterben. Es ist ja auch gar nicht nötig, daß man die Karpfen den Winter über darin hält. Es genügt ja, wenn man den Zuwachs erbeutet, den sie innerhalb des Sommers erreicht haben.

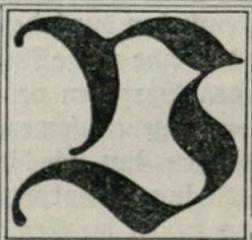
Es wäre nun allerdings die Frage, ob man nicht zweisömmerige Karpfen als Besatz nehmen soll, weil die Erfahrung lehrt, daß zweisömmerige Karpfen ein Gewicht von drei Pfund erreichen, also mehr Zuwachs aufweisen als die einsömmerigen Karpfen.

Natürlich kommt es bei der Bewirtschaftung dieser kleinen und kleinsten Wasserflächen darauf an, daß die Unkosten möglichst gering sind. Die schlimmsten Unkosten entstehen durch den Transport der Besatzfische. Da ist es nötig, daß eine ganze Anzahl von Interessenten sich zum gemeinsamen Vorgehen vereinigt. Genau so, wie sich mehrere Familien zu gemeinsamem Bezug eines größeren Postens Kohle vereinigen, tun sich die Teichbesitzer zusammen, um gemeinschaftlich die jungen Karpfen zu bestellen. Auch das Netz, mit dem sie im Herbst die Ernte halten, kann gemeinsam sein, und für alt von einem Berufsfischer erstanden werden.

Die Berufsfischer haben den Gedanken aufgegriffen, und gehen bereits daran, eine ganze Anzahl von solchen Teichen zu pachten, um sie nach der erprobten Methode zu bewirtschaften. Ob diese Entwicklung wünschenswert ist, möchte ich dahingestellt sein lassen. Ich meine, es schadet nichts, wenn die Besitzer der Teiche selbst ihre Karpfen verzehren, und den Überschuß im nächsten Freundeskreise verkaufen.

Manche Gemeinde oder größerer Besitzer hat auf seiner Flur mehrere solcher kleiner Tümpel, die zusammen einige hundert Pfund Fischfleisch in jedem Sommer liefern können. Sind sie mit kleinen Karauschen angefüllt, dann nuße man diesen Bestand erst durch Hechte aus, ehe man zum Karpfen übergeht.

Die Landwirte sind viel zu gute Rechner, als daß sie die Bedeutung dieser Tatsache verkennen könnten. Ich hoffe, daß mein Appell deshalb nicht ungehört und unbeachtet verfliegen wird.“



## Die Maräne.

von all den Fischarten, die in den masurischen Seen vorkommen, will ich nur eine herausgreifen, die zwar auch in den tiefen Seen von Pommern und Westpreußen und Posen vertreten ist, aber durch den Hauptfangort Nikolaiten am innigsten mit Masuren verknüpft ist. Ich meine die Maräne.

Dieser Fisch ist für mich von Jugend auf der Inbegriff des höchsten Wohlgeschmacks gewesen, und auch noch heute bin ich der Ansicht, daß er von keinem anderen darin auch nur annähernd erreicht wird. Die meisten Leser, namentlich in Süddeutschland, werden die Maräne nicht kennen, — vielleicht haben sie sie auch schon ahnungslos in der Fastenzeit unter dem Namen „Felchen“ verspeist. Es ist ja ein offenes Geheimnis, daß aus manchen großen Teichwirtschaften, darunter aus Wittingau in Böhmen, alljährlich die großen sogenannten Madue-Maränen nach München gehen, und dort unter dem Namen „Felchen“ verkauft und gegessen werden; in Norddeutschland sind sie unter der stereotypen Formel „Nikolaiter Maränen“ ziemlich bekannt. Wer sie noch nicht kennen sollte, dem rate ich, schleunigst einen Versuch zu machen. Er wird einen Fisch von wunderbar zartem und dabei ganz eigenartigem Geschmack kennen lernen.

Die Maräne läßt sich auf die verschiedenste Art zubereiten: gekocht, mit einer säuerlichen Sahnentunke, gebraten, gebacken, oder eingekocht und in Aspik gelegt. Alle diese Zubereitungsarten stehen aber hinter der einen zurück, die für die Maräne eigens erfunden werden müßte, wenn sie nicht schon allgemein bekannt wäre: ich meine das Räuchern. Eine geräucherte Maräne, die vor Fett glänzt, ist für mich die höchste Delikatesse, die es gibt.

Die Maräne gehört einer sehr vornehmen Familie an; der Lachs, die Forelle, der Felchen, die Äsche, alle sind mit ihr verwandt. Freilich auch der Stint, der unter seinen nobeln Vettern eine etwas gedrückte Stellung einnimmt. Er steht nicht im besten Geruch, ist aber immer noch besser als sein Ruf, und hat viele Freunde, die ihn gerade wegen seines eigenartigen Aromas hochschätzen.

Die Verwandtschaftsverhältnisse der Familie Salmo sind — an dieser Stelle, wo ich nicht wissenschaftlich schildere, sondern ziemlich vergnügt plaudere, kann ich es ja sagen — ziemlich unklar. Professor Benecke pflegte in seiner trockenen, humoristischen Art zu sagen: „Darüber sind sich die Gelehrten noch nicht einig.“ Sie haben sich aber klüglicherweise auf einige „Gattungen“ geeinigt, die freilich von den Fischern nicht immer anerkannt werden. Es ist ja ein mißliches Ding, recht nahe Verwandte, die sich sehr ähnlich sehen, an kleinen Merkmalen, die nur die Wissenschaft auffindet, unterscheiden zu wollen. Man weiß doch aus Erfahrung, daß die Fische in den verschiedenen Gewässern, namentlich wenn sie dort künstlich importiert sind, im äußern Aussehen leicht voneinander abweichen. Das beste Beispiel dafür ist wohl unsere Bachforelle, die in Amerika ganz dunkel geworden ist. Auch die Größe gibt bei sonst übereinstimmenden Merkmalen kein sicheres Unterscheidungszeichen ab. Dafür ist die Maräne ein ganz hervorragendes Beispiel. Die Gelehrten waren sich lange darüber uneinig, ob sie von der sogenannten kleinen Maräne (*Coregonus albula*) zwei Arten unterscheiden sollten oder nicht. In manchen Gewässern erreicht dieser Fisch nur eine Größe von 18 bis höchstens 20 Zentimeter, während er in einer kleineren Anzahl

Gewässern 30 bis 35 Zentimeter, ja noch etwas darüber lang wird. Professor Benede entschied sich dafür, unter diesen beiden Fischen keinen Unterschied zu machen, zumal ich ihm aus meiner Erfahrung den Beweis liefern konnte, daß der Pächter Ridzimon Krimow die kleine Maräne in einen See überführt hatte, wo bis dahin noch kein Exemplar dieser Gattung gefangen war. Dort wuchsen die eingefeshten Fische in wenigen Jahren zu Prachtexemplaren von 35 Zentimeter Länge heran.

Friedrich Wilhelm IV., der sich für Masuren lebhaft interessierte, und auf einem Segelboot die herrlichen Seen des Landstriches eingehend in Augenschein nahm, lernte in einem einfachen Gasthause bei Marggrabowa die Maräne in ihrer größeren Form kennen und hochschätzen. Seit jener Zeit ist sie am Hofe in Berlin ein gern gesehener Gast. Andere Fürstlichkeiten haben sie dort kennen gelernt. Die Folge davon war, daß jetzt regelmäßig große Posten dieser Delikatesse aus Masuren bezogen werden.

Es gibt noch eine weit größere Art Maräne, die man wohl am besten mit dem Namen „Madue-Maräne“ bezeichnet, nach dem Ort, wo sie am meisten gefangen wird, dem 100 Quadratkilometer großen Madue-See in Mecklenburg. Sie erreicht eine Länge von 60 Zentimeter, und ist mit dem Ostsee-Schnäpel, dem Professor Benede ein ganz besonderes Interesse zuwandte, sehr nahe verwandt. Er nahm geradezu an, daß diese Maräne nichts anderes sei, als der Schnäpel, der durch ein Naturereignis im Süßwasser zurückgehalten worden sei. Wenn diese Ansicht richtig war, dann mußte der Schnäpel sich auch noch jetzt in geeigneten Binnenseen akklimatisieren lassen. Das ist in der Tat geschehen durch Versuche, die der bekannte ostpreußische Fischwirt Forstreuter zwei Jahrzehnte hindurch fortgesetzt hat. Er konnte in einer Sitzung des Ostpreußischen Fischereivereins vor einigen Jahren die Mitteilung machen, daß er in den Teistimmer See (Kreis Rößel) in den Jahren 1893 bis 1896 nicht weniger als 320 000 Stück Schnäpelbrut ausgesetzt hat. Seit 1896 ist neue Brut nicht mehr ausgesetzt. Es sind aber trotzdem junge Fische gefunden, und damit der Beweis er-

bracht worden, daß die Ostsee-Schnäpel im Binnensee gelaiht haben. Das ist ein bedeutsamer Erfolg.

Es wäre dringend zu wünschen, daß mit der künstlichen Vermehrung der Madue-Maräne energisch vorgegangen würde. Die Russen sind uns auf diesem Gebiete weit voraus. So ist mir bekannt, daß sie in Suwalki eine bedeutende Zuchtanstalt besaßen, von der aus alljährlich verschiedene hunderttausende Jungfische der großen Maräne ausgesetzt wurden. Sie haben sich in der ganzen Gegend stark vermehrt und verbreitet. Schon vor 20 Jahren wurden in dem Raigrod- und auch in dem mit ihm zusammenhängenden Stager See auf preußischem Gebiet vollkommen ausgewachsene Exemplare der Madue-Maräne gefangen.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Maräne ist sehr hoch einzuschätzen. Das Schock der kleineren Form wird an Ort und Stelle von den Händlern mit 5 bis 6 Mark bezahlt, das Schock der größeren Form bringt sogar 10 bis 12 Mark. Es ist nach meiner Ansicht durchaus nicht schwer, alle tiefen Seen der norddeutschen Tiefebene mit Maränen zu besetzen. Man braucht deswegen die Fischer nicht noch durch eine Wintersehonzzeit zu belästigen; es genügt, wenn ihre Laichplätze als Schonreviere für die drei Monate November, Dezember und Januar erklärt werden. Wo das nicht angängig ist, müßten Maßregeln getroffen werden, um die Brut auf künstlichem Wege zu gewinnen.

Ein völlig beweisträftiges Beispiel hat die Wittingauer Teichverwaltung geliefert. Sie erhielt etwa Mitte der achtziger Jahre von dem bekannten Fischzüchter Eckardt-Lübbinchen Eier der Madue-Maräne, brütete sie aus und setzte sie in ihre Karpfenteiche. Seit jener Zeit ist die Madue-Maräne ein ständiger Begleitfisch des Karpfens. Nun kommt noch das Sonderbare hinzu, daß die Maräne in den Wittingauer Teichen niemals laicht. Sie wird aber laichreif und liefert vollkommen gutes Material zur künstlichen Vermehrung. In jedem Jahr wird die erforderliche Brut gewonnen, künstlich befruchtet und wieder ausgesetzt. Man hat also den ganz eigenartigen Fall vor sich, daß ein Fisch in Gewässern gedeiht und großwächst, in

denen er sich nicht vermehren kann. Der verdienstvolle Leiter dieser größten Teichwirtschaft äußert sich darüber in folgender Weise:

„Die Karpfenproduktion erfährt durch den, wenn auch recht starken Besatz von Maränen keine Verminderung. Bei einer den örtlichen Verhältnissen angepassten Verbindung der Maränen- mit der Karpfenzucht steigert sich vielmehr der Ertrag der letzteren nicht unbedeutend. In der zarten Jugend nimmt die Maräne wohl an dem Karpfensfutter Anteil, und diesen Bissen verdient sie begreiflicherweise als wertvoller Fisch, bald aber bewegt sie sich in ihrer eigenen Sphäre, welche die Laufbahn des Karpfen nur selten durchkreuzt. Ihre wirtschaftlichen Vorzüge bewährt die Maräne auch in bezug auf ihr gesellschaftliches Verhalten im Teiche unter den verschiedensten Verhältnissen. Ich gewähre den Maränen im Geburtsjahre das Zusammenleben mit den meist über drei Monate später geborenen Karpfen, ohne dem Bestande der letzteren empfindlich wehe zu tun. Gegenteilig habe ich auch nicht um die Maränen zu fürchten, wenn ich sie nach dem vollendeten ersten Lebensjahre wohin immer versehe. Wenn ich vermeiden will, daß sie bei wiederholter Abfischung mehrmals in die Hand genommen werden, so setze ich sie, teilweise auch mit Umgehung der Strecken- und einhitzigen Abwachsteiche unmittelbar in die zweihitzigen Hauptteiche, wo bereits ziemlich erwachsene Raubfische vorkommen. Die Maränen wissen sich den letzteren gegenüber so vorsichtig und flink zu benehmen, daß sie selbst unter ganz ungünstigen Verhältnissen wenig an der Besetzungszahl verlieren, daher bei der Abfischung meist in entsprechender Menge wiedergefunden werden.“

In einer Anmerkung fügt Susta hinzu: „Der letztgenannte wirtschaftliche Vorzug tritt besonders beim Vergleich mit anderen Fischarten deutlich hervor. Wie ängstlich muß bei gemeinsamem Besatz auf die Fischgröße dem Maul- und Magen- umfange des Räubers gegenüber gehalten werden. Wie wenig bleibt z. B. von der Hechtbesatzung, wenn sie nur wenig ungleich war; rasch räumt der etwas größere Hecht unter seinesgleichen auf. Rasch verschwindet oft die ganze Besatzung der un-

beholfsenen Forellenbarsche im hechtreichen Hauptteich, während die Maränen in diesem Wettbewerb ohne vielen Eintrag ihr Dasein behaupten.“

Er fährt fort: „Von den Karpfen-Streckteichen wähle ich zur Aufzucht der Maränen in erster Reihe die verwachsenen Teiche, wo die gröbere Insektenfauna zahlreicher als in den anderen Wasserobjekten vorkommt, und die bessere Entwicklung dieser Fischart verbürgt.“

Das sind wertvolle Erfahrungen für die Zucht der Maränen, daß sie allenthalben beherzigt werden müßten. Sie bestätigen meine Ansicht, daß die Maräne sich überall in der freien Fischbahn behaupten wird, und für die Teiche, in denen Karpfen gezüchtet werden, ist sie nach den Erfahrungen Sustas geradezu ein idealer Beisatzfisch. Aus Wittingau sind im Winter jederzeit große Maränen in unbegrenzter Anzahl zu beziehen. Ein regelmäßiger Export findet, wie schon bereits erwähnt, zur Fastenzeit nach München statt.

Leider wird die Maräne von den Fischern und der Verwaltung noch immer sehr stiefmütterlich behandelt. Sie genießt fast gar keinen Schutz, denn die Seen, in denen sie durch eine Winterlaichschonzeit geschützt ist, sind an den Fingern her-zuzählen. Die Folgen machen sich bereits deutlich bemerkbar: sie bestehen in einer sehr deutlich erkennbaren Abnahme des Bestandes.

Die kleine Maräne bewohnt in Ostpreußen auch den großen Seenkomples, der aus dem Mauer-, Löwentin- und Spirdingsee und ihren Nebengewässern besteht. Seit etwa einem halben Jahrhundert sind die drei großen Seen durch Kanäle miteinander verbunden. Seitdem findet alljährlich eine große Wanderung der Maräne statt. Sie zieht aus dem Mauer- und Löwentinsee im Herbst, etwa in den Monaten September und Oktober, südwärts zum Spirding, oder vielmehr in seinen tiefen Nebenarm, den Beldahnsee. Im Frühjahr kommt sie auf demselben Wege wieder zurück. Es scheint also, daß sie im Spirding bessere Laichplätze findet, und deshalb die weite Wanderung unternimmt.

Im Sommer, wenn der flache Spirding von der Sonne stärker erwärmt wird, als den Maränen zuträglich ist, ziehen sie in den 30 bis 40 Meter tiefen Beldahnsee, wo dann von Ende Juli bis zum September die Hauptfischerei der Maräne beginnt. Der Anfang dieser Fischerei, von der nicht nur der Pächter, sondern auch eine ganze Anzahl von Händlern großen Vorteil zieht, ist ein Freudenfest für die ganze Umgegend. Verschiedene Familien beschäftigen sich das ganze Frühjahr hindurch mit der Anfertigung der kleinen Bastpaudeln (Fischken), in denen die geräucherten Fische versendet werden. Die Händler bestellen schon vorher beim Pächter eine möglichst große Anzahl von Schock, den Bestellungen entsprechend, die bei ihnen eingegangen sind.

Am Morgen des ersten Fangtages machen sich die Händler schon lange vor Tagesgrauen auf, um rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein. Der erste Zug beginnt stets bei dem Dorfe Wiersba, das in tiefer Waldeinsamkeit auf einer schmalen Landzunge zwischen dem Spirding- und dem Beldahnsee liegt. Dort führt eine Fähre über den Beldahn und vermittelt den sehr schwachen Fuhrwerksverkehr zwischen den beiden kleinen Städtchen Nikolaiten und Johannisburg. Das Zugnetz, das zum Maränenfang verwendet wird, ist von mittlerer Größe. Die Flügel messen etwa 70 bis 80 Meter, der Sack 15 bis 20 Meter. Das Netz muß außerordentlich stark beschwert werden, damit es in der Tiefe fest auf den reinen Sandboden drückt. Die Fischer fahren etwa bis zur Mitte des Sees, lassen dann die Flügel nach beiden Seiten parallel dem Ufer auslaufen und kehren dann an den Rand zurück, wo sie noch eine Weile warten, bis das Netz auf dem Grunde angelangt ist. Dann wird es mit möglichster Beschleunigung eingezogen.

Große Fänge sind selten. Es ist schon sehr viel, wenn der einzelne Zug mehr als 6—8 Schock liefert. Um den Inspektor des Pächters und seinen leichten Handkahn drängen sich die Händler. Kaum ist der Inhalt des Sackes in den Kahn des Inspektors entleert, dann beginnt ein Schreien und Loben, als wenn eine Herde Indianer eine friedliche Ansiedlung überfällt. Der Inspektor wird zuerst mit einer Flut von losenden

Schmeichelnamen überschüttet, und von jedem einzelnen Händler daran erinnert, daß er so und soviel Schock beim Pächter bestellt hätte. Die friedfertige Stimmung schlägt sehr bald in eine grobe Tonart um, wenn der Inspektor nicht imstande ist, alle Anforderungen auf der Stelle zu befriedigen. Jeder Händler hat am Ufer eine oder mehrere weibliche Hilfskräfte sitzen, die die gefangenen Fische auf der Stelle schuppen, durch einen geschickten Zug durch die Riemenöffnung von den Eingeweiden befreien und dann sofort einsalzen. Meistens haben die Händler noch ein zweites Boot zur Verfügung, das die gekauften und zubereiteten Fische sofort nach dem, eine deutsche Meile entfernten Nikolaiken hinbringt, wo sie sofort zum Räuchern aufgehängt werden. Und schon am Abend des ersten Tages häufen sich auf der Post hunderte von Biskten, in denen je ein halbes oder ein ganzes Schock in alle Welt versandt wird.

Nicht selten finden sich auch lustige Gesellschaften bei diesem Fang ein, die am Ufer des Sees ein feuchtfröhliches Picknick veranstalten, und die Gelegenheit wahrnehmen, ein Schock der beliebten Delikatesse zu erstehen. Meistens sind es Honoratioren der Umgegend, mit denen der Pächter in geschäftlichen Verbindungen steht. Manchmal sind auch hochmögende Herren darunter, denen man gern eine Gefälligkeit erweist, so daß auch die Händler, wenn auch widerstrebend, keinen Widerspruch erheben, daß sie einen kleinen Anteil am Ertrage erhalten. Dann werden die Fische von den Damen der Gesellschaft selbst zubereitet und eingesalzen. Am Ufer wird in aller Schnelligkeit eine kleine Räucherei improvisiert. Auf drei hochkant gestellten Ziegeln wird eine an beiden Enden offene Fischtonne gestellt. Die Fische werden vermittelt dünner Fäden an Querstäben in die Tonne gehängt, und darunter aus faulem Holz und Borke ein langsam schwelendes Feuer entzündet.

Auf anderen Seen werden die Maränen meistens nur im Winter mit dem großen Niewod gefangen, und meist nur in der Nähe der Laichplätze. Auf dem Vycker See, an dessen Ufern mein Elternhaus steht, versäumte ich nie die Züge, bei denen Maränen gefangen werden konnten. Die zahlreichen Verpflich-

tungen, die der Pächter meinem Vater gegenüber hatte, bestimmten ihn dazu, mir die gefangenen Maränen zum größten Teil zu dedizieren; es waren stets Prachtexemplare von 30 bis 40 Zentimeter Länge. Manchen Tag kehrte ich mit 2—3 Schock der prächtigen Fische im Rucksack nach Hause zurück. Einige davon erschienen zum Abendessen in gebratenem Zustande auf dem Tische, die andern wurden geräuchert und als wertvolle Geschenke an gute Freunde versandt.

Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß sich auch andere unserer Süßwasserfische sehr gut zum Räuchern eignen, so z. B. der Schlei, der aufgespalten werden muß, wenn er mehr als eineinhalb bis zwei Pfund wiegt. Dieser Fisch ist bekanntlich recht fett, und trieft förmlich, sowie er aus dem Rauchfang genommen wird. Aber auch andere Fische, wie z. B. der Döbel und Häsling, ja sogar die Blöße und der Barsch schmecken in geräuchertem Zustande ganz vortrefflich. In Rußland wird so ziemlich jede Fischart geräuchert. Es wäre immerhin des Versuches wert, und den Pächtern im ganzen Osten, die namentlich im Sommer ihre Erträge zu recht geringen Preisen absetzen müssen, anzuraten, eine Fischräucherei in großem Maßstabe einzurichten. Sie würden entschieden mit leichter Mühe den geräucherten Süßwasserfisch in den Großstädten und namentlich Berlin einbürgern können, und brauchten sich nicht vor der Konkurrenz der geräucherten Seefische zu fürchten. Über diese Sache, die bessere Verwertung der Süßwasserfische, ließe sich ein eigenes Kapitel schreiben. Ich will nur darauf hinweisen, daß auch in diesem Punkte für praktisch vorgebildete Wanderlehrer noch ein weites Feld der Betätigung bleibt.

Noch einen Wasserbewohner muß ich hier nennen, der früher für Masuren von großer wirtschaftlicher Bedeutung war: das ist der Krebs. In meiner Jugend war er in solchen Mengen vorhanden, daß man das Schock für zehn Kupfergroschen, das ist etwa 40 Pfennig nach heutigem Gelde, erstehen konnte, und meine schönsten Jugenderinnerungen sind mit diesem schmachhaften Krustentier verknüpft. . . . Ich habe ihn an abgehäuteten Fröschen, die einfach an einer Schnur ins Wasser gehängt wurden, ich habe ihn in Reusen und auf Netz-



Aus: „Fischwald“

M. u. H. Schaper, Hannover

Die Eisscholle wird untergeschoben





Aus: „Halali“

A. Dunker, Weimar

Das Netz wird beim Einlassen mit Strohbinden versehen





Aus: „Fischwald“

M. u. H. Schaper, Hannover

Heranholen der Flügel mit der Winde





Aus: „Fischwaid“

M. u. H. Schaper Hannover

Die Treibstange wird mit der Gabel vorwärts geschoben



tellern gefangen. Am schönsten war jedoch der Fang mit Kienlicht. Zu dreien und vieren zogen wir abends aus. Der eine trug einen Sack mit ganz kleingehacktem speckfetten Kien, der zweite den Drahtkorb, in dem der Kien gebrannt wurde. Die anderen hatten Säcke umgehängt, in denen sie die gefangenen Krebse bargen. . . . Von dem starken Licht geblendet, saßen die Krebse unbeweglich im seichten Wasser. Aber man mußte geschickt von der Schwanzseite zugreifen, weil sie sich sonst mit starkem Schwanzschlag in Sicherheit brachten. . . . Der gewerbliche Krebsfang mit beköderten Reusen brachte es zu einer wöchentlichen Ausfuhr von mehreren tausend Schock. . . . Die allergrößten, die sogenannten „Pariser“, gingen wirklich zu Bahn bis nach Paris. Unterwegs wurden sie in Berlin und Köln nachgesehen und gefüttert. . . . Da kam Anfang der 80 er Jahre von Westen her die Krebspest. . . . Im Winter 1887/88 erreichte diese furchtbare Seuche Masuren und vernichtete die reichen Krebsbestände so gründlich, daß erst jetzt ein Bestand wieder erreicht worden ist, der einen ersichtlichen Fang gestattet. . . . Leider hat die Gewissenlosigkeit eines Pächters, der gebrauchte Reusen aus verseuchten Seen nach Masuren sandte, den Wiederausbruch der Seuche in mehreren Gewässern verschuldet. Welche Verwüstung diese Seuche unter dem Krebsbestand anrichtete, habe ich mit eigenen Augen gesehen. Da lagen die Ufer eines großen Sees dicht voll von toten Krebsen, die aus dem Wasser herausgetrochen waren. Da sie mit Kartoffelwagen weggeschafft werden mußten, weil sie die Luft verpesteten, konnten ihre Mengen auf einige tausend Zentner geschätzt werden. . . . Bieweit die anderen Gewässer dadurch in Mitleidenschaft gezogen sind, habe ich nicht feststellen können. . . . Zum Glück handelte es sich um einen trotz seiner Größe völlig geschlossenen See mit einem winzigen Abfluß. . . . Hoffentlich geben die kommenden Jahrzehnte den Masuren auch dies Stück Naturaleigentum wieder!



## Eisfischerei.

Es ist schon einige Jahre her, als mich die Sehnsucht nach der Heimat aus der Großstadt hinausführte in das weltferne Masuren. Meine Gedanken eilten sehnsüchtig dem Zug voraus zum Spirdingsee, den ich zum ersten Male unter Eis sehen sollte. Auf dem kleinen Bahnhof in Rudczanny erwartete mich ein Inspektor des General-Fischereipächters Zocher Poddzielki. Stundenlang fuhren wir im geräumigen Kasten-schlitten, mit Pelzen wohlverwahrt, durch den schweigsamen Forst. Am Vormittag war Schnee gefallen, still und sanft in großen Flocken. In den Schonungen bogen sich die schlank emporgeschossenen Kiefern unter der Last . . . hin und wieder brach ein Stamm mit scharfem Knall . . . . Und dann führte uns der Weg aus dem Walde hinaus auf die Uferhöhe, von der man die meilenweite Fläche mit einem Blick umfassen kann. Die Sonne, die in feuriger Lohe unterging, versank eben hinter dem dunklen Saum des Waldes. Am Rande des Sees krabbelten die Fischer, die den letzten Zug beendet hatten, und sich zur Heimkehr anschickten.

In Glodowen, dem Hauptquartier des Pächters, herrschte noch reges Leben. Auf dem Hofe brannte ein helles Feuer,

zahlreiche Schlitten mit gefüllten Tonnen waren schon aufgefahen, und immer kamen noch neue hinzu. Seitwärts lag ein mächtiger Haufen Fische aufgeschüttet, aus dem die Barsche, Hechte und Brassen, je nach Art und Größe, ausgelesen wurden, um in großen Tonnen zum Transport nach Rußland verpackt zu werden. Im größten Zimmer des Hauses saß bei dem singenden Samovar der alte Zocher, eine Patriarchengestalt mit eisgrauem Bart, der ihm bis über die Brust herabwallte. Um ihn herum herrschte reges Leben. Die „Spektres“, seine Beamten, erstatteten Bericht über den Ertrag des Tages, Händler feilschten mit dem „Schreiber“ um einige Tonnen kleiner Fische, die sie andern Tags in den nächsten Landstädtchen zu verköfem gedachten, und an einem Tisch saßen bei eifrigem Kartenspiel einige Gutsbesitzer der Umgegend, die noch ein Geschäft wegen Strohlieferung, Bestellung von Fuhrwerken und dergleichen beabsichtigten.

Es wurde ziemlich spät, ehe ich zur Ruhe kam. Aber noch lange konnte ich nicht einschlafen, denn von dem stärker einsetzenden Frost barst die Eisdecke des Sees, und in kurzen Zwischenräumen ertönte das Krachen und Donnern, als wenn gerade über dem See ein furchtbares Gewitter tobte. Früh am Morgen weckte mich mein Freund Boruch, dem ich für den Tag meine Begleitung angelobt hatte. Nach einem kräftigen Imbiß stiegen wir in den Schlitten, der uns quer über den See bis zum Ostufer führen sollte, wo sein Gezeug stand. Wir hatten nur wenige Worte miteinander gewechselt, dann waren wir verstummt. Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn man über eine unendliche Schneefläche, die mit rosenrotem Schimmer übergossen ist, dem Tagesgestirn entgegenfährt, das im Emporsteigen in jeder Minute neue Farbenwunder am Himmel hervorzaubert.

Der Schlitten mit den Fischern war früher eingetroffen als wir. Der eine der beiden Garnmeister hatte bereits seinen Rundgang begonnen, um den Zug auszuzeichnen. Wo das Netz ins Wasser gelassen werden sollte, lag ein starker Fichtenast. Drei Mann waren schon dabei, mit den, einem spizen Brecheisen gleichenden Eispicken eine Tafel von 4,5 Quadrat-

meter auszuhacken. Die Arbeit war nicht leicht, denn das fast einen halben Meter dicke Eis splitterte nur in kleinen Stücken ab. Endlich hatte ein Stoß die Decke durchbrochen, gurgelnd quoll das Wasser hervor, und füllte die ganze Rinne, aus der jetzt bei jedem Schlag mit der Pickaxe die Tropfen weithin spritzten. Der Garnmeister war unterdessen weiter gegangen, und hatte überall, wo ein Loch ins Eis geschlagen werden sollte, einen kleinen Kiefernast auf die weiße Schneedecke geworfen, so daß man sich ein klares Bild davon machen konnte, welchen Weg das Netz unter dem Eise zurückzulegen hatte. Erst in einer Entfernung von 800 Meter zeichnete der Alte die Stelle an, wo das große Loch zum Einholen des Netzes geschlagen werden sollte. Fast ohne sich umzublicken, hatte er seinen Weg vollendet. Eine Baumgruppe am Ufer mußte sich mit einem am Horizont sichtbaren Berggipfel decken; lagen die beiden großen Bühnen, wie man die Löcher im Eise nennt, in dieser Richtung, dann kam der Zug gut heraus. So hatte er für jeden der vielen Züge seine Landmarken.

Die erste große Bühne war geschlagen. Ein halbes Duzend Fischer hatte das hartgefrorene Netz, das in diesem Zustand recht vorsichtig behandelt werden muß, ins Wasser gelassen, wo es bald seine Beweglichkeit wieder erlangte. Unterdessen hatten drei, vier Fischer für jeden Flügel die vom Garnmeister angezeichneten Löcher, die sich zuerst von der Einlaßöffnung 200 Meter weit nach jeder Seite in gerader Richtung fortbewegten, dann im rechten Winkel umbogen, und zuletzt in kurzem Bogen auf die zweite Bühne, wo das Netz aufgeholt wird, zuliefen. Erst als die Hälfte der Löcher geschlagen war, begann das Aufstellen des Netzes. Das ist eine langwierige, mühselige Arbeit. Zuerst wird nach rechts und links eine armdicke, bis zu 30 Meter lange Stange in der Richtung des nächsten Loches unter das Eis geschoben. An dieser Stange ist die starke Zugleine befestigt. Am nächsten Loch nimmt sie ein Fischer in Empfang, der sie mit einer eisernen Gabel unter dem Eise weiter schiebt. Ist die Treibstange nicht zu weit seitwärts abgewichen, dann wird sie mit einem stark gebogenen Stock, der an der Spitze einen Haken trägt, herangeholt. Wie

oft aber muß der Fischer, wenn Schnee auf dem Eise liegt, rechts oder links noch ein Loch schlagen, um die Stange auf den richtigen Weg zu bringen!

An der Stelle, wo die Löcher im rechten Winkel umbiegen, wird die Leine hervorgeholt und auf eine Tonne gewickelt, die sich um eine starke Achse dreht. Der ganze Apparat ruht auf einem Schlittengestell, das mit einigen Eisägten fest verankert wird. Eine dicke Stange wird wagerecht durch die Tonne gesteckt, sechs Fischer fassen an, und drehen die Winde unter ein förmigen Gesang, bis die Flügel des Netzes in gerader Linie unter dem Eise ausgespannt sind. Mit demselben Gerät wird das Netz in Abständen von 100 zu 100 Meter vorwärts geschleppt, bis die Flügel in der zweiten großen Wuhne erscheinen. Das gewaltige mit Tonringen an der Unterfimme stark beschwerte Netz ist nicht leicht vorwärts zu bewegen. Die zweifingerdicken Zugleinen knarren, die Winde ächzt, und Schritt vor Schritt wandern die Fischer, denen die hellen Schweißtropfen trotz der Winterluft auf der Stirn stehen, im Kreise umher.

Wir hatten, als das Netz eingelassen war, noch eine Spazierfahrt unternommen. Als wir zurückkehrten, wurden gerade die Treibstangen aus der Wuhne gezogen, wir hatten also noch gut eine Stunde zu warten, bis die Flügel erschienen. Die Pferde waren mit Decken eingehüllt und mit Futter versehen. Auf einem eisernen Koft, dessen Füße auf doppelter Ziegelunterlage standen, brannte ein helles Feuer. „Großväterchen“, wie der alte Garnmeister von den Fischern genannt wurde, bereitete darauf in umfangreichem Kessel ein wärmendes Getränk, das aus Brantwein mit reichlichem Zusatz von Butter, Zucker, etwas Gewürz und grob gestoßenem Pfeffer besteht. Gewissenhaft waltete er seines Amtes als Mundschent, und trug jedem der Fischer, die sich allmählich an der Wuhne zusammengefunden hatten, einen großen Hornbecher des stärkenden Getränkes hin. Die ständigen Fischer eines jeden Garnes bilden eine „Majshlopie“ — wahrscheinlich eine Umbildung des holländischen Wortes Maatschappij gleich Handels-

gesellschaft —, die ihre Bedürfnisse für die Zeit der Eisfischerei gemeinsam einkauft.

Wir hatten uns an dem Feuer einen kräftigen Grog gebraut und ausgiebig gefrühstückt. Allmählich fand sich zahlreicher Besuch aus der Umgegend ein. Viele trieb nur die Neugier und die Lust an dem „Trubel“, aber alle hofften bei reichem Fang für Geld und gute Worte billig ein gutes Gericht Fische zu erstehen. Etwas abseits stand eine Gruppe von Männern, arbeitslose Tagelöhner, die sehnsüchtig des Augenblicks harnten, wenn das schwerwiegende Netz ihre Hilfskraft erfordern würde. Dann verdienten sie sich wenigstens einen wärmenden Schluck und ein Gericht kleiner Fische. . . .

Die Flügel waren herangekommen. An die beiden Ober- und Unterstimmen traten außer „Großväterchen“ noch drei erfahrene Fischer, die übrigen reihten sich dahinter an. Griff bei Griff wurde das Netz heraufgeholt. Von dem abtropfenden Wasser wandelte sich der Schnee auf dem Eise zu einer breiigen Masse. Dichtgedrängt standen zu beiden Seiten der Bühne der Zuschauer. Der „Spektor“ Boruch, der bis dahin in unendlicher Seelenruhe vom Schlitten aus dem Treiben zugeschaut und nur ab und zu durch energischen Zuruf die Fischer angespornt hatte, war jetzt wie umgewandelt. Er hatte seinen Pelz abgeworfen und stand einige Schritte vor der Bühne an einem Eisloch, in dem er eifrig die unten mit einem Strohbündel bewickelte Stange auf und nieder stieß, um die fliehenden Fische nach dem Sack zurückzuscheuchen. Dabei flog sein scharfer Blick unablässig von einem Flügel zum anderen. Ihm entging nichts; wenn die eingeknüpften Zeichen erkennen ließen, daß die eine Stimme nur um Fußlänge schneller eingeholt war als die andere, dann verfluchte er den Tag seiner Geburt, er schwur, keinen Fisch jemals mehr essen zu wollen, wenn er noch länger mit solchen „Hundesöhnen“ zu fischen gezwungen sein sollte, und wenn gar ein Garnmeister es verabsäumte, die Falten des Netzes auseinanderzuziehen und die Fische zurückzuschütteln, die schon in Massen gegen die Flügel stießen, dann versicherte Boruch, daß dieser Tag zu den schlimmsten Unglückstagen gehörte, die er je erlebt habe. Kein

Zweifel: es stand ein reicher Fang bevor. In dem aufgerührten Wasser der Wuhne tauchten die Rücken großer Fische auf, um blickschnell wieder zu verschwinden. . . . Die Tagelöhner hatten ohne Aufforderung bereits zugegriffen, nur zollweise ließ sich das Netz vorwärts bewegen. Eine gewaltige Aufregung hatte sich der Fischer und der Zuschauer bemächtigt. Haufenweise wurden große und kleine Fische mit den Falten der Flügel herausgezogen und mit kurzem Ruck aufs Eis geschleudert. Sie gehören der Maschkopie, und bilden bei dem geringen Tagelohn von etwa einer Mark den wertvollsten Bestandteil ihrer Einnahmen.

Boruch hatte nicht mehr Zeit, sich um diese Kleinigkeiten zu kümmern. Er hatte seine Stange mit dem Strohbündel längst verlassen, und war zwischen die beiden Garnmeister der Unterfirmen getreten, von wo aus er mit gewaltigen Stößen die Fische nach dem Sack zu scheuchen suchte. Seine Stimmung war gänzlich umgeschlagen. Mit schmeichelnden Worten, die in der Hauptsache aus den zärtlichsten Rosenamen bestanden, feuerte er die Fischer an, das Netz so schnell als möglich einzuziehen. Immer näher waren die Zuschauer an die Wuhne vorgedrungen. Die dicke Eisdecke hatte sich unter der Last gesenkt, handhoch stand das trübe Wasser darauf. . . . Fische schossen darin hin und her. . . . kaum, daß sich ein Finger nach ihnen ausstreckte. Nun waren die Flügel eingeholt und der Sack herbeigekommen, jetzt konnte kein Fisch mehr entrinnen. Die Fischer waren rings um die Wuhne getreten, und holten das dichte Gewebe Zoll für Zoll empor. Immer stärker wurde das Gewimmel in dem umschlossenen Raum. Große Hechte schnellten sich mit starkem Schwung fußhoch über die dunklen Rücken der festgekeilten Masse empor.

Jetzt stand der Sack fest, er war bis zum Ende mit Fischen gefüllt. Befriedigt nickte „Großväterchen“ dem Spektor zu. An den farbigen Wollfäden, die in bestimmten Abständen in das Netz geknüpft waren, hatte er erkannt, daß der Sack etwa achtzig Solanken, d. h. Tonnen von etwa einem Hektoliter Inhalt, an Fischen beherbergte. Boruch hatte seine Seelenruhe wiedergesunden. Mit dem Handnetz schöpfte er die Beute aus

dem Sack und füllte sie in die Fässer. Dann wurden die geräumigen Kasten Schlitten der Bauern, die in Erwartung eines reichen Fanges herbeigeeilt waren, beladen. Der Rest mußte in einem großen Haufen auf das Eis geschüttet werden. Jetzt zeigte sich Boruch als ein freigebiger Mann. Den Gästen des Zuges, von denen er für sich oder seinen Herrn irgendeine Gegenleistung niemals beanspruchen konnte, wurde bereitwillig ein Gericht großer Fische gespendet. Die Hilfsarbeiter traten mit ihren aus Bast oder gespaltenen Wurzeln geflochtenen „Bischken“ herzu, um ihre Entlohnung zu heischen, und wenn einer seine große Kinderschar mit flehender Bitte ins Treffen führte, dann fuhr das Handnetz noch einmal in den vom Frost erstarrten Haufen Fische.

Schnell hatten die Fischer ihre recht ansehnliche Beute aus den Flügeln an die Händler verkauft, das Netz war auf den Doppelschlitten verpackt, und „Großväterchen“ war schon lange vorausgegangen, um den nächsten Zug auszuzeichnen. Die Zuschauer zerstreuten sich nach allen Richtungen. An dem Fischhaufen blieb ein Fischer als Wache zurück, weniger der Menschen wegen, die vielleicht ein Diebsgelüst verspüren konnten, als der Krähen und Raben wegen, die jetzt in dichtem Schwarm vom Ufer heranzogen, um sich auf die Haufen Kraut zu stürzen, aus denen sie mit heftigem Geschrei und Gezänk die kleinen Fische und allerlei Gewürm hervorscharren. . . .

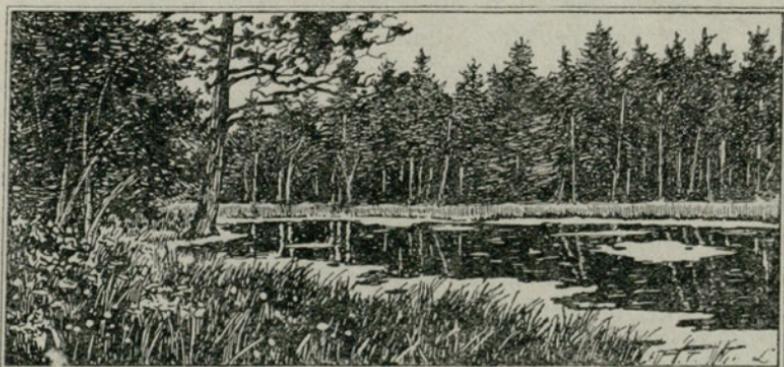


Aus: „Hafel“

A. Dunker, Weimar

Heimkehr vom Fischzug





## Masurens Wald.

Der Waldreichtum Masurens ist noch immer sehr bedeutend, und der Wald ist schön, sehr schön! Schon bei der Besprechung der Bodenbeschaffenheit wurde die Tatsache erwähnt, daß der Wald in Masuren nicht, wie anderswo, nur auf den schlechtesten Bodenklassen steht, sondern daß große Strecken auf dem besten und fruchtbarsten Lehmboden stehen. Die Veranlassung dazu liegt weit zurück in politischen Verhältnissen. Der Ritterorden hielt es für die beste Schutzmauer gegen die räuberischen Überfälle der Polen und Tartaren, den Grenzstrich von Sudauen und Galinden in eine Waldwildnis zu verwandeln. . . . Meiner Ansicht nach ist dort schon in vorgeschichtlichen Zeiten Wald auf großen Strecken vorhanden gewesen. Die Maßregel des Ordens bestand also wohl nur darin, daß er in dem Grenzstrich keine Rodungen zuließ. Was ehemals Uckerland gewesen war, blieb wüßt liegen, und der Wald nahm es bald ohne menschliches Zutun in seinen Besitz. So entstand die masurensche Grenzwildnis, die sich in einer Breite von acht bis zehn Meilen, etwa von dem jetzt als Schlachtfeld von Tannenberg bekannten Gebiet bis beinahe an den Pregel erstreckte. Nur ganz vereinzelt kamen in dem nördlichen Rand-

gebiet kleine Siedlungen vor, meistens Einzelgehöfte, die von kühnen Wildnisjägern, Fischern und Beutnern bewohnt waren. Der Beruf der Beutner bestand in dem Auffuchen und Einsammeln des wilden Honigs. Die Bienen waren ohne Zweifel schon bei den alten Pruzen Haustier. Daneben gab es in Ostpreußen zahlreiche Bienenschwärme, die völlig frei in den Wäldern lebten. Noch jetzt findet man in den masurischen Wäldern Schwärme, die ihren Besitzern entflohen sind und in hohlen Bäumen sich angesiedelt haben. Zur Ordenszeit müssen die Bienenschwärme in der Wildnis sehr zahlreich gewesen sein, denn die Beutner erbeuteten große Mengen Honigs, von denen sie einen Teil dem Orden als Abgabe einliefern mußten. . . . Durch die Wildnis führten nur einige Wege, die durch Berhaue geschützt und durch ständige Wächter in Obhut gehalten wurden. . . . Ab und zu unternahm der Orden einen Vorstoß durch die Wildnis nach Polen hinein, dann wurden die Wege gangbar gemacht und Befestigungen angelegt, in deren Schutz Lebensmittel für den Hin- und Rückweg angehäuft wurden.

Man kann sich auch ohne die geschichtliche Bestätigung vorstellen, daß diese gewaltigen Waldgebiete von Tierarten bewohnt waren, die im „Reich“ schon lange dem Menschen hatten weichen müssen. Da gab es Bären, Wölfe, Luchse, Schwarzwild, Auerochsen, Wisente, wilde Pferde, Elche, Hirsche usw. Einzelne dieser Arten sind erst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ausgerottet worden. Am längsten hat sich außer dem kleinen vierbeinigen Raubzeug, Fuchs und Marder, der Wolf in Masuren gehalten. 1812 kam er mit den Trümmern der großen französischen Armee, die er schon vom Innern Rußlands her begleitete, in großen Rudeln nach Masuren und blieb dort. . . . Nach den Freiheitskriegen begann ein erbitterter Kampf der Grünröcke gegen die argen Räuber, die den Landwirten großen Schaden zufügten. Es verging kaum ein Tag, wo nicht in irgendeinem Dorf der Schreckensruf der Hirten: „Gilki, Gilki!“ den Bewohnern verkündete, daß Wölfe in eine Herde eingebrochen und einige Stücke Vieh gerissen hatten. . . . Ich bin noch in meiner Jugend mit den masurischen Bauernjöhnen zur Nachtweide geritten. Da wurden die Pferde

des Dorfes nachts auf der gemeinsamen Koppel geweidet. . . . Jeder Bauernsohn oder Knecht brachte einen Sack voll Torf und Holz mit, damit man ein großes Feuer anzünden und unterhalten konnte. Sobald die Pferde mit Baststricken an den Vorderbeinen gefesselt waren, lagerte sich die Gesellschaft um das Feuer, wo man Kartoffeln in der Asche briet und sich „Baitki“ d. i. Märchen erzählte. Meistens waren es Tiermärchen, in denen der Wolf eine Hauptrolle spielte. . . . Dicht am Feuer lag ein Haufen langgespaltener Rienscheite, die als Fackeln und Abwehrwaffen gegen die Wölfe dienen sollten. Einige Jünglinge mit uralten Vorderladern bewaffnet, hielten von großen Hunden begleitet, Wache. Allmählich schloß die Unterhaltung am Feuer ein. Man hörte in der Stille der Nacht, wie die Pferde durch Schaudern mit der Haut die gierigen Blutsauger abwehrten, man hörte, wie sie das kurze Gras abbissen. . . . Eines Nachts ertönte der Ruf „Gilti!“ . . . Die Stuten kamen von überall her angebraust, und drängten sich mit den Köpfen zu einem Haufen zusammen, in dessen Mitte sich die Fohlen flüchteten. . . . Die Hengste umkreisten heftig schnaubend den Haufen. . . . Schnell wurden die Rienscheite auf das Feuer geworfen, und nach wenigen Augenblicken liefen alle mit einem lodernden Feuerbrand bewaffnet in die Dunkelheit hinaus. Die Hunde stürmten gegen ein Haferfeld. . . . Ein Schuß krachte. . . . Die Wölfe hatten ein vorwichtiges Fohlen, das sich von der Herde fortgestohlen hatte, um im Haferfeld zu naschen, überfallen und gerissen. . . .

Anfang der 70 er Jahre, als ich schon ein Gewehr führte, waren die Wölfe als Standwild in Masuren ausgerottet. Aber in jedem Jahr erschienen sie, sobald die russischen Jagdkommandos dort drüben über der Grenze große Treibjagden unternahmen, etwa im Januar oder Februar, in den masurischen Wäldern. Dann wartete jeder Grünrock, der schon gerissene Rehe in seinem Revier gefunden hatte, mit Sehnsucht auf eine „Neue“, das heißt auf frischen Spurschnee. Wie oft bin ich mit meinem Vater früh morgens, wenn der Tag graute, im leichten Einspannerschlitten hinausgefahren in den schnee-verhangenen Wald, um die Wölfe zu spüren und einzukreisen.

Jeder Förster wußte ja schon aus Erfahrung, in welchem Reviertheil sie sich für den Tag zur Ruhe einzuschließen pfliegten. . . . Hatte man sie gespürt, und zum Einkreisen ihren Aufenthalt festgestellt, dann fuhr man spornstreichs nach der Oberförsterei, wo sich auch die anderen Grünröcke einfanden. Schnell wurden Boten ausgesandt, um Jäger aus der Stadt und den nächsten Gutshöfen herbeizuholen. Die Holzschläger wurden als Treiber mitgenommen. So wurden in jedem Winter, allein in der Barammer Forst, mehrere Wölfe geschossen. . . . Zu Anfang dieses Jahrhunderts ist der Wolf wieder Standwild in Masuren geworden. Wohl in Folge der inneren Unruhen in Rußland, wo plötzlich jeder Bauer ein Gewehr führte, kamen die Wölfe in größeren Mengen über die Grenze und wurden wieder Standwild. Sie hielten sich nicht nur den Sommer über bei uns auf, sondern wölften auch Junge. So wurden im Jahre 1913 meines Wissens vier Gehecke junger Wölfe in Masuren gefangen und getötet. . . . Die Bauern waren in Verzweiflung, denn sie hatten sich daran gewöhnt, Schweine, Schafe und Gänse unter der Obhut eines Kindes oder eines alten Mannes auf dem Felde zu weiden. Nun brach der Wolf bald hier, bald dort in eine Herde ein und raubte sich das beste Stück. . . . Ob die Wölfe jetzt durch den Krieg eine Zunahme erfahren haben, kann ich nicht mit voller Bestimmtheit bekunden, weil die mir zugegangenen Nachrichten widersprechend lauten. Ich glaube aber, annehmen zu können, daß sie nach wie vor die masurischen Grenzbezirke aufsuchen und brandschätzen werden, denn sicherlich sind ihrer in den beiden Kriegsjahren nicht weniger, sondern mehr geworden.

Von der ehemaligen Wildnis sind noch recht erhebliche Teile bis auf unsere Zeit erhalten geblieben. Das größte Gebiet . . . allerdings am westlichen Rande von großen Ackerstrecken unterbrochen, bedeckt die rund 100 000 Hektar große Johannsburg Heide, wohl das größte zusammenhängende Waldgebiet Deutschlands. Der Hauptbaum ist die Kiefer, es gibt aber auch Reviere mit prachtvollen, uralten Eichen. Westlich davon liegen die Allensteiner Forsten, berühmt durch ihre kapitalen Hirsche. Dort hat die Stadt und der Kreis Allenstein

dem Kronprinzen ein stattliches Bauernhaus geschenkt, das zu einem schlichten Jagdschloßchen ausgebaut worden ist. Alljährlich erscheint der Kronprinz, um einige Hirsche zu erlegen. Auch die Kronprinzessin mit den Prinzen ist schon zu Besuch gekommen. Das Auto, in dem die Prinzen durch die Stadt fahren, wurde von der jubelnden Menge umringt und angehalten. . . . Östlich der Johannisburger Heide hat der Ackerboden über den Wald gesiegt. . . . Abgesehen von dem ansehnlichen Waldgebiet, das den Truppenübungsplatz Arys umschließt, gibt es um Lyck und Marggrabowa nur vereinzelte Reviere, die im Reich noch immer als sehr stattlich gelten würden, denn manche bedecken doch 10 bis 20 000 Morgen. . . . Dann ist zu nennen die wunderbar schöne Borker Heide mitten zwischen den vier Städten Löben, Angerburg, Goldap und Marggrabowa, und zuletzt das Juwel von Wald und Jagdgebiet, das Lieblingsrevier des Kaisers: die Rominter Heide, östlich von Goldap bis zum Wstyster See, dessen Ostufer bereits zu Rußland gehört. . . . Alle masurischen Wälder haben durch die Kämpfe mit den Russen furchtbar gelitten. Da wurden nicht nur von den Russen, sondern auch von unseren Truppen Stücke rasiert, die das Schußfeld beeinträchtigten, Schonungen zerfahren, es wurden auch durch das Geschützfeuer alle Bäume in großer Zahl erheblich beschädigt. Vielleicht am schwersten wurde die Rominter Heide, in der mehrmals heftige Gefechte stattgefunden, mitgenommen. . . . Das Schloßchen des Kaisers wurde von den Russen verschont, weil der russische Generalissimus Nicolai Nicolajewitsch in seinem frevelhaften Übermut sich die Rominter Heide als sein zukünftiges Jagdgebiet ausgesucht hatte. Aber im Schloß wurde geplündert und geraubt. Am meisten hat die Wildbahn gelitten. Der Kaiser hatte die Heide eingattern lassen, und im Laufe von einigen zwanzig Jahren einen sehr bedeutenden Bestand an Rothirschen herangezogen, deren Beweihe in Deutschland ihresgleichen suchen. . . . Jetzt haben die Russen das Gatter zerstört. . . . Sie haben große Jagden veranstaltet und alles niedergeknallt, was vom Wild nicht durch die Gefechte vertrieben war. . . . Der Schaden ist groß, aber nicht unerseßlich. . . . denn man hat in Ost-

preußen die Beobachtung gemacht, daß das durch den Kanonendonner und das Gewehrfeuer vertriebene Wild wieder zu seinen vertrauten Plätzen zurückkehrt. . . . Es ist also anzunehmen, daß auch die Hirsche, so viele ihrer noch vorhanden sind, in die alten Reviere zurückwechseln. . . .

Ich bin in der Rominter Heide in dem Forsthaufe Schuiken geboren. Ich habe mehrere Jahre, wenn der Kaiser Ende September nach Rominten fuhr, die Erlaubnis erhalten, mich dort einzufinden und Bericht über das Waidmannsheil des Kaisers und den Aufenthalt des Kaisers zu schreiben. Das waren herrliche Tage. Unwillkürlich floß mir der Vergleich mit Parez in die Feder, mit dem Ideal, das Friedrich Wilhelm III. und die unvergeßliche Königin Luise vor dem unglücklichen Kriege auf dem schlichten Gutshof verlebten. . . . Diese Tage sind vergangen, sie gehören der Geschichte an, der Geschichte Masurens. Deshalb gehört eine eingehende Schilderung der Rominter Heide und ihrer Glanztage mehr als alles andere mit in das Masurenbuch. Vorher aber will ich noch einen Blick auf die Tierwelt der masurenschen Wälder werfen. Sie wird bestimmt durch die Verbindung von Wald und See, und durch die Ausdehnung des Gebiets, das auch größeren, im „Reich“ schon selten gewordenen oder ausgerotteten Tierarten noch die Existenz ermöglicht. Besonders die Johannisburger Heide ist noch reich an selteneren Tierarten. Da nistet noch der Steinadler und der Seeadler. Da lebt noch der schwarze Storch. . . . Kranich, Wildschwan und Graugans nisten in unzugänglichen Brüchern. Die Seen sind belebt von Reiher, Tauchern, Enten und Kormoranen. . . . Im Herbst sind die großen Seen von gewaltigen Scharen nordischer Wasservögel bedeckt, die tagsüber auf der weiten Wasserfläche in Sicherheit ausruhen, um abends weiterzuziehen nach dem Süden. In besonders harten Wintern erscheinen auch ganz seltene Gäste aus dem hohen Norden, zum Beispiel der Seidenschwanz und der Unglückshäher. Mitte der achtziger Jahre ging an einem düstigen Herbstabend, wohl geblendet von dem Lichterglanz, ein großer Schwarm nordischer Polartaucher auf den Marktplatz von Lyck nieder. Die auf dem Lande un-

behilflichen Tiere wurden leider zum größten Teil getötet. . . .  
Noch nach Tagen fand man einzelne Exemplare, die sich ver-  
krochen hatten. . . . Jetzt sind die Rabenarten die häufigsten  
Vögel in Masuren. An Saatkrähen, die an mehreren Stellen  
in großen Kolonnen nisten, war auch vorher kein Mangel.  
Aber jetzt hat der Krieg Schwärme zusammengeführt, die den  
Himmel bedecken, wenn sie sich von einem Nahrungsfeld er-  
heben. Und auf den Schlachtfeldern sowie auf den Heerstraßen  
fanden sie genügend Nahrung an den gefallenem Pferden. . . .



**M**

## Rominten.

Man hat im allgemeinen wenig Kenntnis davon, welche landschaftlichen Schönheiten die Rominter Heide birgt. Sie bedeckt nicht etwa ein Flachland, im Gegenteil, sie ist von einer Hügelreihe durchzogen, die sich an mehreren Stellen zu ansehnlichen Bergen von 250 bis 280 Metern erhebt. Auf der sogenannten Königshöhe ist ein Aussichtsturm errichtet, zu dem man auf neunundzwanzig Stufen emporsteigt, um einen geradezu prachtvollen Anblick auf das wogende Waldmeer und die rings den Horizont begrenzenden Höhenzüge zu gewinnen. Auch mehrere Wasserspiegel glänzen auf. Im Osten der gewaltige Wyßtyltersee, im Westen der Goldapersee, und im Süden, jenseits der russischen Grenze, liegt eine ganze Gruppe mittelgroßer Seen. Auch die Heide selbst enthält mehrere, wenn auch kleinere Seen. Ihr Hauptschmuck ist jedoch die Rominte mit ihren vier Quellenflüssen, die sich aus zahllosen, in den Bergen entspringenden Quellen zusammenfinden. Sie schleichen nicht träge dahin, sondern rauschen mit starkem Gefälle talabwärts, und bergen in ihrem kühlen klaren Wasser zahllose Forellen, die vortrefflich gedeihen.

An vielen Stellen haben sich die Flüschen mühsam ihr Bett begraben, und rauschen zwischen steilen, oft bis zu hundert



Aus: „Halali“

A. Dunker, Weimar

An der Waldwiese





Aus: „Hohel“

A. Dunker Weimar

Pilzsucher beim Säubern der Pilze



Fuß hohen Ufern dahin, so daß es Schwierigkeiten macht, solche tiefen Einschnitte zu passieren.

Der Hauptteil der Heide besteht aus Fichten und Kiefern. Im Süden und Osten herrscht Laubwald vor. In den Jahren 1852 bis 1858 wurde die Heide von der Nonne heimgesucht, die einen großen Teil des Waldes vernichtete.

Zwei und einen halben Monat, von Anfang Mai bis zum halben Juli, dauert der Raupenfraß. Aber diese Zeit genügt, um ganze Bestände zu vernichten. Von dem Raupenfraß der Jahre 1852 bis 1858 hat uns ein sächsischer Forstmann, der zum Studium der Nonnenplage nach Ostpreußen geschickt war, eine eingehende Schilderung gegeben. Danach soll im Jahre 1850 und 1851 die Nonne zuerst südlich der Grenze in polnischen Wäldern massenhaft aufgetreten sein. Im Jahre 1852 hatte sie dort bereits ganze Bestände vernichtet, so daß die Waldbesitzer ihre Reviere anzündeten und niederbrennen ließen, weil sie das minderwertige Holz nicht verwerten konnten. Der Schädling wurde dabei nicht vernichtet, sondern nur verscheucht, denn 1852 erschien er in ungeheuren Massen auf preußischem Gebiet, wo auch bereits seit einigen Jahren eine ungewöhnliche Vermehrung beobachtet war. In wolkenartigen Massen, die jeder Beschreibung spotten, zogen die Schmetterlinge herbei. Die Gebäude der Förstereien waren von Faltern völlig bedeckt, auf dem Pilwungsee lagen die ertrunkenen Schmetterlinge wie eine dicke Schaumschicht. Im Walde war es wie im ärgsten Schneegestöber, die Bäume sahen wie beschneit aus, so dicht saßen die Nonnenfalter auf den Zweigen!

In den ersten Jahren versuchte man es noch, mit Menschenkraft dem Unheil zu steuern. Man wollte die Schmetterlinge töten, ehe sie ihre Eier abgelegt hatten, und dann die Eihäuschen vernichten. Man fing etwa anderthalb Millionen Falter und sammelte etwa 150 Millionen Eier. „Trotz dieser energischen Maßregeln“, so besagt der Bericht, „zeigte sich im folgenden Frühjahr (1853) wieder eine solche Menge von Raupenspiegeln, selbst in den drei- und viermal abgesuchten Beständen, daß man sich überzeugen mußte, man habe kaum die Hälfte der abgelegten Eier gesammelt. Und das war aller-

dings nicht wunderbar, da die Nonne ihre Eier, allen bisherigen Erfahrungen und Beobachtungen Hohn sprechend, sogar an die Wurzeln und zwischen das Moos der Bodenfleure, desgleichen bei den Fichten in der Krone bis zum höchsten Wipfel hinauf abgelegt hatte, was das Sammeln sehr erschweren mußte. . . . Trotzdem wurde von der Regierung das Spiegeln — das Zerdrücken der ausgetrocknenen, aber noch in einem Klumpen beisammen sitzenden Raupen — angeordnet und auf Rothebuder Revier auch wirklich bis zum 18. Mai vorgenommen, natürlich mit völlig unzureichenden Kräften.“

Da man beobachtet hatte, daß die Raupen aus kahlgereffenen Beständen nicht in die noch unversehrten abwanderten, sondern ermattet herabstürzten und liegen blieben, so versuchte man einen Kampf gegen die Schmetterlinge. „Zur Vertilgung der Falter wurden schon während der ersten Flugzeit vom 29. Juli bis 3. August 1853 und auch 1854 große Feuer an vielen Stellen angezündet. Allein, obwohl große Massen von Schmetterlingen in den Feuern umkamen, erschienen nach der Flugzeit die Eier so massenhaft abgelegt, daß man vom Sammeln absehen mußte, denn die Fichten waren nicht mehr mit Eierhausen zwischen den Borkenschuppen besetzt, sondern an der ganzen Oberfläche von dicht an- und übereinander liegenden Eiern förmlich inkrustiert, so daß die Arbeiter sie mit den Händen abstreichen konnten, wenigstens an den Stämmen, an denen man im Winter zuvor des Einsammelns halber die Borke abgekrakt hatte, denn nun hatte die Nonne auch an diese ihre Eier gelegt. . . .

„So kam denn im Mai 1855 ein Raupenfraß zur Entwicklung, wie ein solcher wohl seit Menschengedenken noch nicht dagewesen ist. Bis zum 27. Juni waren auf dem Rothebuder Revier bereits über 10 000 Morgen kahlgereffenen und etwa 5000 Morgen angegangen. Allein die schlimmsten Befürchtungen sollten noch übertroffen werden. Denn bis Ende Juli waren die Bäume auf 16 354 Morgen getötet und auf weiteren 5841 Morgen so beschädigt, daß sie auch zum Abtrieb kommen mußten. Die Raupen machten keinen Unterschied mehr zwischen Nadel- und Laubholz, noch zwischen den Altersklassen, denn

auch Fichtenschonungen, ja selbst vor- und diesjährige Kulturen wurden von ihnen befallen und kahl aufgefressen! An jüngeren Fichten und Kiefern krümmten sich die Wipfel unter der Last der klumpenweise daran sitzenden Raupen bogenförmig. Der Raupenkot, der zuletzt den ganzen Boden des Waldes zwei bis drei Zoll hoch, ja, an manchen Stellen bis sechs Zoll hoch bedeckte, rieselte ununterbrochen, gleich einem starken Regen, aus den Kronen der Bäume hernieder, und bald war kein grünes Blatt, kein Halm mehr zu sehen, so weit das Auge reichte.“

Hinter der Romme kamen die Borkenkäfer und vernichteten, was etwa noch übrig geblieben war. Schon damals reicheten die vorhandenen Arbeitskräfte nicht aus, das tote Holz niederzuschlagen und fortzuschaffen, obwohl man es jedem freigestellte, sich so viel davon zu holen, wie er wollte. Die überständigen Bäume brachen in sich zusammen, ein mittelstarker Wind warf sie zu Haufen übereinander, an den kahlen Baumstümpfen erschien ein weißer Schimmelpilz, der in der Dunkelheit gespenstisch leuchtete. Etwa zwei Fuß vom Boden war der Stamm, von dem die Rinde abgefallen war, mit einer dünnen weißen Schicht überzogen, die so stark leuchtete, daß man den Schein auf hundert Meter Entfernung deutlich wahrnahm. Auch harte Schwämme, die man wie Konsolen an die Wand hängen kann, wuchsen an den vermodernden Bäumen. Ein halbes Duzend dieser wunderbaren Gebilde zierte die Wände meines Arbeitszimmers.

Die Rominter Heide war vom Jahre 1868 ab bis zu seinem Tode das bevorzugte Jagdrevier des Prinzen Friedrich Karl. Der Kaiser hat es zum erstenmal im Jahre 1890 auf zehn Tage besucht. Im nächsten Jahre ließ er sich aus Holz im norwegischen Stil das bescheidene Jagdschlößchen bauen, das er in jedem Jahre zur Brunstzeit der Hirsche für vierzehn Tage bezog. Im Jahre 1893 wurde die Hubertuskapelle, eine Holzkirche im norwegischen Stil, erbaut und eingeweiht. Der Kaiser erschien in Rominten gewöhnlich in der letzten Woche des September mit kleinem Gefolge. In den letzten Jahren begleitete ihn auch regelmäßig die Kaiserin, für die ein zweites, dem ersten nachgebildetes Jagdschlößchen errichtet ist.

Es ist nur natürlich, daß für den obersten Jagdherrn, der nur wenige Tage dem Weidwerk widmen kann, allerlei Vorbereitungen getroffen werden, um ihm das Pirschen zu erleichtern. Die Holzabfuhr wird bereits im August eingestellt, so daß noch reichlich Zeit bleibt, die zerfahrenen Wege auszubessern. Die vielen Sümpfe und Brüche sind durch Einwässerung melioriert und zu prächtigen Wiesen umgewandelt, auf denen das Wild gern austritt. Jede Wiese wird in entsprechender Entfernung von einem Pirschsteig umzogen, der vor der Ankunft des Kaisers von jedem trockenen Zweiglein geäubert wird.

Um ein gedecktes Anpirschen zu ermöglichen, führt von jeder Himmelsrichtung auf die Wiese ein Steg zu, der durch Reißigschirme verblendet ist. Die Grünröcke der Heide kennen natürlich ihre Wildbahn ganz genau. Sie lernen sie am besten an den Futterstellen kennen, wo Hirsche und Tiere ohne Scheu hinter dem Schlitten des Grünrocks, den sie als ihren Wohltäter verehren, einhertraben. Man hat ihnen in den letzten Jahren große, breite Schuppen errichtet, unter denen sie auch gegen die Unbill des Wetters Schutz finden, denn der Winter in Ostpreußen ist lang und rauh, und vom Wild trotz reichlicher Fütterung schwer zu überstehen. Nicht selten kommt noch ein böser Nachwinter hinzu, wenn die Hirsche schon fußlange Kolben aufgesetzt haben.

Auch die Kaiserin liebt Rominten, und begleitete ihren Gemahl dorthin. So findet der Kaiser dann dort an der äußersten Ostgrenze des Reiches vierzehn Tage intimen Familienlebens und wirklicher Erholung, die durch erfolgreiche Pirschfahrten nur erhöht wird. In früheren Jahren stellte der Kaiser die Jagd der Erholung voran; er stand so früh auf, daß er bereits um halb vier gefrühstückt hatte und zur Ausfahrt bereit war. In den letzten Jahren hatte er auf Wunsch der Kaiserin, die weiten Fahrten in der Morgenfrühe fast ganz aufgegeben, und pflegte länger der Ruhe. So wurde ihm eines Morgens um halb sechs ein starker Sechzehn-Ender gemeldet. Mit gutem Humor entschied der Kaiser, der Hirsch sollte warten! Und

wirklich saß der Hirsch noch zwei Stunden auf der Baldwiese, bis er sich schließlich erhob und davontrollte.

In Rominten wurden dem Kaiser nur die allerwichtigsten Sachen der Politik vorgelegt, aber ganz konnte er die Pflichten seines Berufes nicht von sich abtun, und manchmal arbeitete er bis spät in die Nacht hinein. Minister und Staatssekretäre erschienen zum Vortrag, unaufhörlich spielte der Telegraph, und die Postboten eilten fortwährend vom Amt zum Schloß hin und her. Auch einige Telephonleitungen verbanden den weitabgeschiedenen Ort direkt mit Berlin, so daß der Monarch mit seinen Ministern mündlich konferieren konnte.

Der Kaiser liebt lange Spaziergänge. In Rominten wanderte er oft ganz ohne Begleitung durch den Park, oder er ging auch ins Dorf hinab und knüpfte mit den biederen Kosjätern, die auf ihren Ackerstücken arbeiten, ein Gespräch an. Dabei rauchte er fast ohne Pause, aber nur eine helle, leichte Holländer, die den Preis von zehn Pfennig nicht überschreitet. Bei längeren Pirschfahrten nimmt er eine originell mit Jagdemblemen geschmückte, kurze Pfeife in Gebrauch, und im Schloß greift er auch zur Zigarette.

In dem Bilde würde etwas fehlen, wenn man die herzlichen Beziehungen der Rominter Bevölkerung zu dem Kaiserpaare übergehen wollte. Der Rominter Grundherr widmet seinen Arbeitern eine weitgehende Fürsorge. Er erbaut ihnen schmucke Häuschen, die mit Möbeln ausgestattet werden. Noch weiter geht die Fürsorge der Kaiserin, sie erstreckt sich auch auf die Kinder. Die kleinen, noch nicht schulpflichtigen, sind der Pflege einer Schwester anvertraut, die auch in Krankheitsfällen die erste Hilfe leistet, und meistens den Arzt entbehrlich macht. Die Schulkinder erhalten Bücher und Hefte, und zu Weihnachten werden alle vom Größten bis zum Kleinsten mit nützlichen Dingen beschenkt, die von der Kaiserin selbst ausgewählt werden. Mindestens einmal ist die kleine Gesellschaft bei „Kaisers“ zu Gast. Da gibt es Kuchen und Schokolade, und beim Austeilen griff auch der Kaiser in die reichen Vorräte. Mehrmals hat er sich sogar davon überzeugt, ob die „Bunten“, wie man in Ostpreußen sagt, in der Schule fleißig sind. Ganz

früh erschien er in der Schule und hörte eine halbe Stunde lang still zu. Und die „Bunken“ sollen in Anwesenheit dieses Lokalschulinspektors nicht im geringsten befangen gewesen sein. Wie mit einem Zauberschlage flogen die Hände empor, und vierzig blitzende Augenpaare strahlten die Lust aus, eine richtige Antwort zu geben.

Ein schönes Bild! Kaiser Wilhelm II. erneuert damit eine alte Tradition seines Geschlechts. Es sei nur an Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Friedrich erinnert! Und wenn man Gelegenheit gehabt hat, die kaiserliche Familie in Rominten zu beobachten, dann gewinnt man den Eindruck, daß die Befreiung von den anstrengenden Pflichten, die Rückkehr zu der ungezwungenen Natürlichkeit des Verkehrs mit wenigen vertrauten Personen wohl am meisten zu der gesuchten Erholung beiträgt.



## Altertümer aus vorgeschichtlicher Zeit.

ichere Anzeichen sprechen dafür, daß Masuren in vorgeschichtlicher Zeit stark bevölkert gewesen ist. Dafür sprechen unter anderem die sogenannten Schloßberge, von denen man bei oberflächlicher Betrachtung etwa 50 ohne Mühe erkennen kann. Es sind Bergkuppen, die noch durch Aufschüttung eines steilen Hügels durch Menschenhand künstlich erhöht worden sind. Bei den meisten sind Gräben, Wall, Balkenwerk und Gemäuer noch jetzt erkennbar. . . . Viele tragen in der Mitte ein kreisrundes Wasserloch. Besonders häufig finden sich diese Schloßberge in der Seengegend. Mehrere habe ich, als ich die Seen bereiste, sie besucht und untersucht. Der bedeutendste ist die Skomandburg auf dem weißen Berge am Ufer des Skomentner Sees.

Bei der Besteigung wurde ich schon lebhaft an die Schilderung erinnert, die Gustav Freytag in seinen Ahnen von der Burg des Königs Ingo gibt. Ohne Mühe konnte ich feststellen, daß der Berg, der von der Landseite noch durch ein unwegsames Bruch geschützt ist, künstlich zur Verteidigung hergerichtet ist. Man sieht deutlich zwei Ringwälle, durch tiefe Gräben geschützt. Man erkennt noch den innersten Ringwall,

innerhalb dessen die Burg gestanden hat. Ob die Sage zu Recht oder Unrecht diesen Burgberg mit dem Namen des letzten Häuptlings der Sudauer verknüpft, läßt sich schwer entscheiden. Meines Erachtens bestätigen diese Burgberge die Tatsache, daß Germanenstämme, vor allem Goten, auch Ostpreußen einige Zeit besiedelten, als sie sich vom Nordufer des Schwarzen Meeres nach Norden und Westen in Bewegung setzten.

Die zahlreichen Funde von Waffen, Münzen und Hausgerät stammen bereits aus der Eisenzeit. Manche dieser Schloßberge sind auf ihrer Spitze so klein, daß sie nur einen Wachturm getragen haben können; viele aber sind so groß, daß sie eine ausgedehnte Befestigung getragen haben können, in der die Bevölkerung beim Herannahen eines Feindes Zuflucht suchte und fand. Aus der Geschichte wissen wir, daß die Germanenstämme überall, wo sie längere Zeit siedelten, Teile des Volkes, die sich nicht von dem lieb gewonnenen Boden trennen wollten, zurückließen. Deshalb mögen, wie ich vermutungsweise aussprechen will, die Pruzzen bereits starke Beimischungen germanischen Bluts in sich aufgenommen haben. Wie groß sie gewesen sein kann, entzieht sich jeder Schätzung, weil auch die alten Pruzzen nach der Schilderung von Geschichtsschreibern, die sie aus eigener Anschauung beschreiben konnten, in Körperbau, Farbe der Augen und Haut einen germanischen Charakterzug aufwiesen.

Weitaus älter, auf eine sehr weit zurückliegende Besiedlung des Landes hinweisend, sind die Pfahlbauten der masurischen Seen. Der beste Geschichtsschreiber Masurens aus neuerer Zeit, Töppen, versteht das Wort „Pfahlbauten“ noch mit einem Fragezeichen, obwohl er selbst berichtet, daß bei der Senkung des Czarni-Sees, unweit Arns, eine Pfahlbrücke zum Vorschein gekommen ist, die nicht nur von einem Ufer des Sees bis zum anderen reichte, sondern daneben noch mehrere von Pfählen gebildete Vierecke. . . . Sie bestehen zum Teil aus acht bis neun Zoll dicken Kieferstämmen und fünf bis sechs Zoll dicken Eichen, die ohne Spitze in den morastigen Seegrund hineingetrieben sind. Wir haben es also ohne Zweifel mit einem sehr ausgedehnten Pfahlbau zu tun, der nach den

eingehenden Untersuchungen des Rittergutsbesizers Balduhn auf Krzywnen folgendermaßen hergestellt worden ist:

„In den schlammigen Seegrund sind unangespizte Baumstämme eingestoßen, soweit, daß sie feststanden. Dann wurden dünne Holzstämme zwischen die Pfähle geschichtet und mit Steinen beschwert, bis die Holzlage in einer Mächtigkeit von etwa fünf Fuß auf dem Seegrund aufliegend, über die Oberfläche des Wassers emporragte. Eine Steinlage mit Sand und Kies bildete dann die obere Ausgleichung, auf der das Bauwerk, ob Wohnung oder Burg, errichtet wurde.

„Die Pfähle, die in diesen Baugrund eingetrieben worden sind, erreichen nicht den Seegrund, sondern haften nur in der Holzschicht bis zu einer Tiefe von etwa drei Fuß. Der Auswurf von zerbrochenen irdenen Gefäßen und Knochen findet sich häufig auf der nordwestlichen Spitze.“

Als der entwässerte Seegrund fester geworden war, ließ sich feststellen, daß der Pfahlbau sich noch viel weiter erstreckt hat. Ein zweiter Pfahlbau, der diesem in der Anlage vollkommen gleich, ist unweit davon, in dem ebenfalls entwässerten Tulow-See entdeckt und untersucht worden.

Einen dritten habe ich im Jahre 1883 in dem Malkienen-See bei Nyk entdeckt. Ich fand in den festen Seegrund eingerammt, in drei bis vier Meter Wassertiefe, an dem Südufer einer großen Insel eine sechsfache Reihe von zehn bis zwölf Zoll dicken Eichenstämmen. Im Auftrage des Ostpreußischen Provinzial-Museums, mit dessen Leiter, Dr. Tischler, ich eine Anzahl Hüengräber geöffnet habe, zog ich mehrere dieser Pfähle aus. Sie waren nur an ihrem oberen Teile etwas vom Zahn der Zeit benagt. Unten waren sie mit zahllosen winzigen Arthieben, die nur von einer Steinart herrühren konnten, zugespizt und im Feuer gehärtet. . . .

Bergeblisch habe ich mir den Kopf zerbrochen, wie es die alten Heiden fertig bekommen haben, diese großen schweren Stämme in den harten Seegrund hineinzutreiben. Erforderte doch das Herausziehen schon ein gehöriges Stück Arbeit. Nach Aussagen der Fischer, die mir halfen, sollte sich von dem Pfahlbau eine auf dem Seeboden liegende Holzbrücke bis zu dem

gegenüberliegenden Ufer hinziehen. . . . Ein Abtasten mit Stangen ergab, daß diese etwa drei Fuß breite Brücke aus armdicken Klöben bestand. Sie zog sich in Zickzacklinie durch den ganzen seichten Seearm. Wer sie namentlich in der Nacht beschreiten wollte, mußte sie genau kennen, sonst geriet er bei den jähen Windungen unfehlbar in den sumpfigen See. . . . Als dieser Pfahlbau angelegt wurde, war die Wassertiefe noch wesentlich geringer, denn nachweislich ist das Wasser des Sees durch die Anlage einer Mühle bei Bingen um einige Fuß gestaut worden.

Daß Ostpreußen und vornehmlich Masuren in vorgegeschichtlicher Zeit sehr stark bevölkert gewesen ist, dafür sprechen auch die außerordentlich zahlreichen Gräberfunde der verschiedensten Art. Leider sind viele Begräbnisstätten schon in früheren Jahrhunderten, als man den Wert der Altertümer für die Wissenschaft noch nicht genügend zu schätzen vermochte, geöffnet und ihr Inhalt verstreut worden. Geistliche und Lehrer beteiligten sich sehr lebhaft an diesen „Erforschungen“, und von ihnen stammen wenigstens einige ziemlich genaue Beschreibungen.

Ich habe es noch bei der Bereisung der masurischen Seen erlebt, daß Lehrer ein Steinkistengrab öffneten und den Inhalt unter sich verteilten. Jetzt sind endlich diese Denkmäler vorgegeschichtlicher Zeit durch Gesetz geschützt, leider zu spät, denn die wertvollsten Funde sind in alle Winde zerstreut, und die Wissenschaft muß sich mit den kargen Überresten begnügen, die noch hier und dort gefunden werden.

So wurde Ende der sechziger Jahre bei den Ausschachtungen für die ostpreußische Südbahn eine große Gräberstätte auf dem Galgenberg bei Löben entdeckt. Ein Hauptmann, der die Stätte eingehend durchforschte, hat auch eine eingehende Beschreibung der Anlage und der Funde gegeben, aber wo die Urnen, Nadeln, Schnallen, die Waffenstücke, Messer, die Perlen von Ton, Glas, Bernstein und Bronze geblieben sind, darüber habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Eine römische Kaisermünze mit dem Kopf des Antonius Pius läßt auf das Alter dieser Gräber schließen.

Ein sehr großer Gräberfund, östlich von Ortelsburg, ist schon 1820 ans Tageslicht gebracht und völlig verloren gegangen. Nur eine kurze Nachricht in den Aufzeichnungen eines Pfarrers gibt uns Kunde, daß dort ein gewaltiges Material der Wissenschaft verloren gegangen ist. Auch bei dem Bau von Steinstraßen wurden sehr oft Urnen und Waffen ausgegraben und achtlos beiseite geworfen.

Erst in den letzten Jahrzehnten ist dort manches für das Provinzial-Museum und das Prussia-Museum gerettet worden. Darunter sind prächtige Bronzen, Streithammer, Streitärte mit Hirsch- und Elchhorn, Speerspitzen aus Horn mit Feuersteinsplittern besetzt, Streitärte aus schwarzem Gestein, Neßbeschwerer aus Ton, die von der Wissenschaft hartnäckig „Spinnwirtel“ genannt werden, obwohl jeder Masur den Herren Professoren sagen könnte, daß solche Steine zum Beschweren der Neße noch heute hergestellt und verwendet werden.

Bei Goldap findet man auf einem Felde Wurfscheiben, die von den Pruzzen mit Vorliebe angewendet wurden, in solchen Mengen, daß dort ein altes Kampffeld angenommen werden muß. Auf einem Felde bei Olekko hat man in einer Steinkiste den Silberschmuck eines alten pruzsischen Edelings gefunden. Er besteht aus drei großen und vier kleinen Reifen und 13 Stangen aus Silber.

Sehr zahlreich sind auch die Münzfunde, und zwar sind es fast nur Münzen römischen Ursprungs aus der Kaiserzeit nach Nero. Man kann darin eine Bestätigung der von Geschichtsschreibern bekundeten Tatsache sehen, daß schon damals zwischen Rom und dem Bernsteinlande an der Ostsee rege Handelsbeziehungen stattfanden.

Leider wurden zahlreiche Münzfunde schon im 18. und 19. Jahrhundert getan. Die wertvollen Geldstücke blieben alle im Privatbesitz, und es ist nicht nachzuweisen, wo sie geblieben sind. Selbst Töppen berichtet noch ganz naiv, daß eine Anzahl solcher Fundstücke auch durch seine Hände gegangen sind. Er würde als gewissenhafter Aufzeichner all der Funde nicht unterlassen haben, hinzuzufügen, ob und in welchem Museum die

Münzen abgeliefert sind. Man muß also annehmen, daß das nicht geschehen ist.

Sicherlich birgt der Boden Masurens noch mehr Altthümer. Nirgends ist die Zahl der Sagen von versunkenen Burgen und Schlössern so groß wie in Masuren. Sie wird eigentlich von jedem Schloßberg erzählt. Und mit der versunkenen Burg sollen auch große Schätze versunken sein. Dementsprechend gibt es auch Sagen von glücklichen Findern, mit denselben Ausschmückungen, die den deutschen Sagen eigentümlich sind.

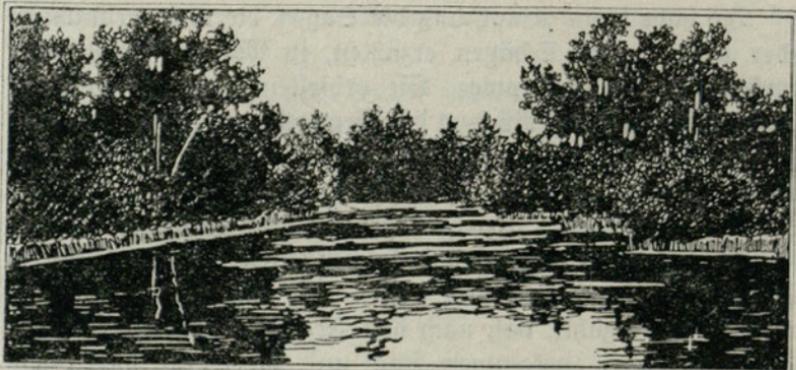
Man kann daraus zweierlei schließen: erstens, daß die Sagen zum größten Teil ihre Entstehung den eingewanderten Deutschen verdanken, und zweitens, daß schon in alten Zeiten Funde gemacht worden sind, die zur Entstehung solcher Sagen beitrugen. . . .

Daß der masurische Acker auch Fundstücke aus den neueren Jahrhunderten, aus der Zeit der heftigen Kämpfe mit dem Ritterorden birgt, kann man mit Sicherheit annehmen; fördert doch der Pflug noch manchmal ein von Rost zerfressenes Schwert, einen Dolch, ein Stück einer Ritterrüstung usw. zutage. Die Schützengräben, die den Boden Masurens bis in den Sommer dieses Jahres durchfurchten, und noch nicht völlig zugeebnet sind, werden wohl später nicht viel Fundstücke enthalten; werden doch sogar die Schlachtfelder sehr sorgfältig abgesehen, so daß kaum irgendwo ein Gegenstand liegen bleibt, der durch seinen Metallwert oder seine Verwendungsmöglichkeit einen Wert darstellt. . . . Müssen doch alle Gegenstände, die unter den Begriff Kriegsbeute fallen, bei Strafe abgeliefert werden.

Unseren Toten pflegen wir nichts mehr auf die Reise ins Jenseits mitzugeben. Ein Glück, daß diese Sitte bei unseren Altvordern so allgemein war, daß man kaum eine Grabstätte ohne Waffen und Hausgeräte findet. . . . Fehlen solche Stücke gänzlich, dann liegt der Schluß nahe, daß die Gräber schon früher geöffnet und ausgeraubt worden sind. Das ist öfter geschehen, als man anzunehmen geneigt ist.

Ich habe schon gesagt, daß die Sagen, die von versunkenen oder vergrabenen Schätzen erzählen, in Masuren zahlreicher vorkommen als anderswo. Sie erhielten durch den unglücklichen Krieg und den Rückzug der Franzosen aus Rußland neue Nahrung. Da gab es kaum eine Gegend, wo nicht allen Ernstes erzählt wurde, die Franzosen hätten auf einem Kirchhof die Leiche eines hohen Offiziers begraben. In Wirklichkeit habe der Sarg aber eine Kriegskasse enthalten, die vorläufig in Sicherheit gebracht werden sollte. In richtiger Ausmalung wird weiter erzählt, daß nach den Freiheitskriegen Franzosen nach Ostpreußen gekommen sind, und hier und dort Nachgrabungen angestellt haben. . . . Natürlich wurden auch von den Eingeborenen Nachgrabungen angestellt.

Man fand keine Särgе mit Kriegskassen, sondern . . . Hünengräber; manchmal auch etwas anderes. So kam ich eines Tages von der Besichtigung eines Sees zurückgefahren. . . . Es war die ödste Gegend Masurens, eine wellenförmige Sandebene mit deutlicher Dünenbildung. Da fiel mir eine Anzahl mannshoher Sandhügel auf. . . . Ich holte mir Leute mit Spaten aus dem nächsten Dorf und ließ nachgraben. . . . Und was fand ich darin? Das Skelett eines Kiefernbusches, das der mit dem Winde laufende Sand verschüttet hatte.



## Das Völkergemisch Masuren.

s wäre eigentlich unnötig, die Vergangenheit zu durchstöbern, um die Abstammung der Masuren, soweit es möglich ist, zu untersuchen. Da aber neuerdings die Masuren schlecht- hin mit den Polen und Russen in einen Topf geworfen worden sind, und ein Schriftsteller daraus die Berechtigung ableitete, die Vaterlandsliebe und Treue der Masuren zu verdächtigen . . er behauptet, die Masuren hätten die russischen Truppen freundlicher aufgenommen, weil sie sich jenen stammesverwandt fühlten . . . muß ich diese Frage nicht nur anschnneiden, sondern auch, soweit die vorhandenen Quellen erlauben, eingehend behandeln. An anderer Stelle habe ich schon ausgeführt, daß das Gebiet östlich der Weichsel nach den ersten sicheren geschichtlichen Bekundungen von Germanenstämmen, Goten und Herulern besetzt worden ist. Ebenfalls als Germanenstämme werden noch die beiden Namen Esthen und Samen genannt, bei denen man zweifelhaft sein kann, ob sie nicht zu den mit den Litauern verwandten litischen Stämmen gehörten. Erst Ende des zehnten Jahrhunderts taucht der Name der Preußen in der Form Pruzi, Pruzzi und Pruteni auf.

Es scheinen damals politische Beziehungen zwischen den in Preußen ansässigen Germanenstämmen, die man wohl als

Teile der gleichnamigen großen Völkerschaften betrachten darf, mit den weiter südlich ansässigen Stämmen bestanden zu haben. Dafür spricht ein von Kassiodor, etwa aus dem Jahre 500 stammender Brief, in denen der Ostgotenkönig Dietrich den Esthen, hier Hästhen genannt, für ein Bernstein Geschenk dankt.

Die nächsten Jahrhunderte sind völlig in Dunkel getaucht. Die Sage berichtet, daß von Norden, von Gothland her, ein Volksstamm unter dem König Widewuto und dem Oberpriester Kriwe Pruteno auf Flößen über das frische Haff setzten und das Land in Besitz nahm. Nirgends findet sich eine Spur, aus der man schließen könnte, ob Kämpfe zwischen den neuen Ankömmlingen und der eingewohnten germanischen Bevölkerung stattfanden. Nach den aus der Geschichte bekannten Vorgängen der germanischen Völkerwanderung ist aber nicht anzunehmen, daß die oben genannten vier Stämme inzwischen das Land völlig geräumt hätten. Es pflegte stets ein erheblicher Teil der sesshaft gewordenen Bevölkerung zurück zu bleiben und nur ein Teil weiter zu ziehen, so daß man bei den alten Pruzzen auf eine starke Beimischung germanischen Elementes schließen kann.

Weiter berichtet die Sage, daß Widewuto und Kriwe, beide hundertjährig, in einer Volksversammlung, mit Eichenlaub geschmückt, den Scheiterhaufen an der heiligen Eiche zu Rumowe bestiegen. Vorher hatte Widewuto das Land unter seine zwölf Söhne, nach denen später die zwölf Gaue Preußens benannt wurden, verteilt. Nach Ermahnungen an das Volk bestiegen die beiden Greise, den Göttern Loblieder singend, den Scheiterhaufen, der durch einen Blitz Perkunos in Flammen gesetzt wird.

Die alten Pruzzen zerfielen in Adlige und freie Bauern und lebten von Jagd und Fischfang, trieben auch Ackerbau und Handel. Die Herrschaft wurde von zahlreichen kleinen Gauhäuptlingen ausgeübt, denen Priester und Priesterinnen zur Seite standen. Die geschichtlichen Überlieferungen über den Götterhimmel und Gottesdienst der alten Preußen sind mit großer Vorsicht aufzunehmen, denn sie stammen von Männern, die beflissen waren, das Heidentum als schlecht und verächtlich zu schildern. Die vielen Anklänge an altgermanische Zustände, die Verehrung der Götter in Eichenhainen, die heiligen Eichen,

Linden und Buchen haben dagegen eine innere Wahrscheinlichkeit.

Ziemlich früh tauchten in der Geschichte die Namen Galinden und Sudauen auf. Es waren ohne Zweifel die beiden größten Gaue, die sich weit bis in das heutige Polen, bis Weichsel und Memel erstreckten. Die Vermutung, daß sie schon in alter Zeit durch Einwanderer aus dem südlich gelegenen Herzogtum Masowien Zuzug erhalten haben, ist wohl von der Hand zu weisen, denn diese beiden Gaue lagen Jahrhunderte hindurch mit dem Herzogtum Masowien in aufreibenden, erbitterten Kämpfen.

Eine sehr merkwürdige Sache ist die Verdrängung der pruzzischen Sprache durch den slawisch-masurischen Dialekt. Ohne Zweifel ist ursprünglich die Bevölkerung der beiden Gaue in den hartnäckigen Kämpfen stark gelichtet worden. Hat doch einmal ein Hochmeister 2000 Familien aus Sudauen nach dem Samland überführt, wo sie völlig in der übrigen Bevölkerung aufgegangen sind. Die Besiedelung der entvölkerten Gebiete durch Deutsche erfolgte hier später als in dem nördlichen Preußen, denn der Orden hatte, um sich gegen die Einfälle der Polen und Litauer zu sichern, von der Weichsel bis zur Memel eine 20 bis 30 Meilen breite Waldwildnis angelegt, innerhalb deren keine größeren Ansiedelungen geduldet wurden. Auch später, als die Wildnis gelichtet und mit Siedelungen durchsetzt wurde, blieben die deutschen Ansiedler sehr in der Minderheit. Sie nahmen als Großgrundbesitzer etwa den dritten Teil des Gebietes in Besitz. Auch in den Städten gab es unter den Kaufleuten und Handwerkern, selbst noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, mindestens ebenso viele mit masurischen, wie mit deutschen Namen. Merkwürdig ist es, daß von einer starken Einwanderung polnischer Siedelungen von den Gerichtsschreibern nichts berichtet wird. Immerhin ist man genötigt, diese Einwanderung für das 14., 15., 16. Jahrhundert anzunehmen. Was von den ursprünglichen Bewohnern noch vorhanden gewesen sein kann, verschmolz mit den slawischen Elementen in Sprache und Sitten zu einem einheitlichen Volkstamm, der schlechthin mit Polen bezeichnet wurde. Der Name



Aus: „Fischwald“



M. u. H. Schaper Hannover

Masurische Fischerknechte

Silippone



„Masuren“ ist, wie schon erwähnt, erst viel später aufgekommen. Zwar kann man noch heute unter den Masuren zwei ganz verschiedene Rassen typen feststellen. Der eine trägt ausgeprägt slawischen Gesichtstypus mit vorspringender Stirn und Backenknochen, schwarzem Haar und brünetter Hautfarbe, der andere hat ausgesprochen germanischen Typus, schlanke, hohe Gestalt, hellblondes Haar und blaue Augen. Es läßt sich aber natürlich jetzt nicht mehr entscheiden, woher diese Verschiedenheit stammt, ob von den ursprünglichen Bewohnern, oder späteren deutschen Einwanderern.

Von den Völkerbeimischungen, die Preußen im Laufe der Jahrhunderte durch Holländer, Norweger, Salzburger und französische Hugenotten erhielt, entfiel auf Masuren nur ein ganz geringer Teil. Immerhin findet man auch in Masuren französische Namen, wie De Laterasse, Dupont de Tarasol, Dobillet und Salzburger Namen, wie Menzhöfer, Moslehner, Lottermoser usw.

Die Geschichte meiner engeren Heimat hat mich gelehrt, daß die Frage der völkischen Abstammung bei der Staatenbildung nur dann ins Gewicht fällt, wenn ein fremdvölkischer Teil sich gegen die Verschmelzung mit allen Kräften wehrt, wie wir es ja bei den Polen noch bis in die neueste Zeit erlebt haben . . . Bei den Masuren waren keine Hemmnisse irgendwelcher Art vorhanden. Sie nahmen die Reformation, die der erste Herzog von Brandenburg einführte, ohne jedes Widerstreben an, wenn sie auch noch längere Zeit hindurch am Katholizismus, ja selbst am Heidentum festhielten. Das Heidentum war leichter auszurotten, als die Feier der katholischen Festtage, die ihrem leichtlebigen Sinn jedenfalls sehr zusagte. Noch in meiner Jugend habe ich erlebt, daß die Masuren an katholischen Festtagen, wie Mariä Verkündigung, Christi Verkündigung usw. die katholische Kirche und Wallfahrtsorte besuchten, und reiche Opfergaben darbrachten, mit denen sie ihrer Wirtschaft Gedeihen zu erwerben gedachten.

Darüber braucht man sich nicht zu wundern, denn die Versorgung der Masuren mit Schulbildung ließ bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts viel zu wünschen übrig. Auch die kirch-

liche Betreuung hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, obwohl eine große Zahl von Kirchspielen schon zur Ordenszeit gegründet worden war. Mußten doch die Pfarrer in den ersten Zeiten ihren Gottesdienst mit Hilfe eines Tolken, eines Dolmetschers, abhalten, der von einer zweiten Kanzel aus die Predigt Satz für Satz in Pruzzische oder Masurische übersehte. Und vielleicht gerade deshalb, weil die Tätigkeit der Seelsorger so schwierig war, bewahrt die Geschichte mehr als anderswo das Andenken an Geistliche auf, die eine sehr segensreiche Tätigkeit entfalteten. Als ein Beispiel mag hier die Gestalt des Pfarrers Bogarzelski geschildert werden, an dessen Namen sich wohl im Laufe der Zeit allerlei drollige Geschichten geknüpft haben, für die er nicht verantwortlich zu machen ist. Er wurde am 4. September 1737 zu Lepaken, eine Meile westlich von Lyck geboren und stammte aus einer alten Priesterfamilie, deren latinisierter Name Bogarselius schon früher in der Geschichte auftaucht. Sein Vater war ein ärmlicher Kölmer oder Freibauer, dessen Kinder, wie wohl die meisten damals, gänzlich ohne Schulbildung aufwuchsen. Ein Pfarrer Drigalski in Stradaunen, der seine Begabung und Verneifer erkannte, brachte ihn auf die Lateinschule in Lyck, wo weniger die deutsche, als die polnische Sprache gepflegt wurde. Dort schlug er sich durch Freitisch und Freischule, unterstützt von kleinen Zubußen der väterlichen Wirtschaft durch, bis er nach dem Tode seines Vaters mit tapferem Gottvertrauen nach Königsberg zur Universität wanderte. Seine Studienzeit, die er regelrecht durchhingerte, fällt in die Jahre, in denen Ostpreußen während des siebenjährigen Krieges unter der Ruffenherrschaft stand. Der russische Doppeladler prangte an den öffentlichen Gebäuden, das Volk feierte auf Befehl des Petersburger Hofes die russischen Siegesfeste und die Namenstage der kaiserlichen Familie, und die Königsberger Gesellschaft ertrug ohne Murren das milde Regiment der russischen Eroberer. Es gab aber genug Leute, die ihrem Königshause im Herzen die Treue bewahrten. So predigte in Königsberg am 22. August 1759, den die Russen als Sieg von Kunersdorf feierten, der Hofprediger Arnold über die Pflichten der Sieger und Besiegten, warnte

jene vor Troß, diese vor Verzagttheit und rief aus: „Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich darniederliege!“ Er sollte gezwungen werden zu widerrufen, aber als er den ihn von den russischen Mächthabern vorgeschriebenen Widerruf von der Kanzel verlesen sollte, schrien die zahlreich anwesenden Studenten plötzlich: „Feuer! Feuer!“ Alles flüchtete aus der Kirche und der Widerruf unterblieb.

Pogorzelski soll Zeit seines Lebens die deutsche Sprache nur sehr unvollkommen beherrscht, und deshalb nach Beendigung seines Studiums keine Pfarre erhalten haben, sondern nur eine Organistenstelle in Ragenitt. Von dort wurde er gegen seinen Willen nach Kutten bei Angerburg versetzt. Dort geschah es, daß im Jahre 1778 der Reisewagen eines hohen Beamten auf der Dorfstraße Schiffbruch erlitt. Der Herr Rektor sprang selbst hinzu, leistete kräftig Hilfe und bewirtete den hohen Herrn, während sein Wagen ausgebessert wurde. Dadurch gewann er sich einen Gönner, der ihm die Pfarrstelle in Kalinowen, Kreis Lyck, verschaffte, wo er 18 Jahre bis zu seinem Todestage am 28. April 1796 mit großem Erfolg wirkte. Noch jetzt werden dort von ihm unzählige Schnurren erzählt und untrennbar ist sein Name mit einigen Predigten verknüpft, von denen nur folgende Probe gegeben werden soll:

„Was is sich menschlicher Lebben? Menschlicher Lebben is Theerpaukel am Wagen. Schlicker die Schlacker, Bums! Ex est vita humana. Zum zweiten: Was is menschlicher Lebben? Menschlicher Lebben is sich Ros' am Stoß, kommt sich versluchtes Ziegenbock, frißt sich ab Ros' am Stoß! Ex est vita humana. Zum dritten: Was is menschlicher Lebben? Menschlicher Leben is sich Wind im Bauch, furr! Ex est vita humana.“

Wieweit die Gestalt dieses wackeren Mannes durch die Überlieferung entstellt worden ist, wird sich wohl nicht mehr feststellen lassen. Denn es werden ihm auch einige sehr gute Volkslieder, in denen er die deutsche Sprache durchaus beherrscht, zugeschrieben. Völlig beglaubigt ist das folgende drollige, aber tiefempfundene Gedicht.

Ich saß in Dusterkeiten  
Und dacht an Ewigkeiten,  
Da kam ein Banzler hunder,  
Ganz kühn an Wand herunter;  
Kam nah' mir vors Gesicht,  
Da macht ich dies Gedicht.

Wir Menschen sind, wie Banzler,  
Oft leck, oft kein Courage,  
Sind oft recht dumme Hansker,  
Und doch von hoch Etage:  
Sich gerne mögen zeigen,  
Als wärens Wunder was;  
Und ist doch still zu schweigen  
Von solchem Hochmuts Späß?

Heißt mancher groß und edel,  
Gar stolz herumspaziert  
Und hat doch nichts im Schädel,  
Von Tugend nichts passiert;  
Denn wenn man recht drauf achtet:  
Ist kein Johann'swurm nicht!  
Vielmehr nahbei betrachtet,  
Kommt Banzler vors Gesicht.  
Drum laßt euch gar nicht blenden  
Von solcher Gloria;  
Merkt ab, bis sich wird enden,  
Die ganz' Historia.  
In kurzem geh'ts bergunter,  
Denn Menschenleben rennt,  
Oft ist man fix und munter:  
Und wie sieh'ts aus am End'?

#### Moral.

Einst kommen Ewigkeiten  
Wohl dem, der, wenn Tod winkt,  
Hat gut Geruch bei Leuten  
Und wie nicht Banzler stinkt.



## Die Filipponen.

aß mitten im Herzen Masuren eine russische Sekte lebt, ist eine so ungeheuerliche Tatsache, daß sie hier beschrieben werden muß. Wie die russische Sekte entstanden ist, woher sie ihren Namen erhalten hat, darüber gibt es nur sehr wenige Nachrichten, die ebensogut wahr wie unrichtig sein können. Tezner in seinem Buch: „Die Slawen in Deutschland“, das unglaublich viel Irrtümer enthält, erzählt, die Sekte sei ums Jahr 1700 von einem Zellenaufwärter Philipp Pustowiät, der mit 150 Mönche aus einem Poromianer Kloster am Wngsfluß, unweit des Weißen Meeres, entwich. Die Sekte soll sich sehr schnell ausgebreitet haben und sah sich bald scharfen Verfolgungen ausgesetzt.

Als ein Teil Polens im Jahre 1796 zu Preußen geschlagen wurde, fühlten sich die dort wohnenden Filipponen unter preußischer Herrschaft so glücklich, daß sie, als der Landesteil später wieder russisch wurde, nach Ostpreußen auszuwandern gedachten. Die Sekte verwarf auf Grund der Bibel die Priesterweihe, Eid, Ehe, Kriegsdienst, Gebet für den Zaren, Theater, Kaffee, Tee, Tabak, Medizin, Verkehr mit Andersgläubigen, die ihnen als unsaubere Schweine erschienen, sowie jede staat-

liche Autorität, die sich in der Führung von Geburts- und Todesregistern und in der Einziehung von Steuern bekundete.

Wie sich der preußische Staat zur Aufnahme einer solchen Sekte entschließen konnte, erscheint jetzt als ein Rätsel. Ihr Führer, der fanatische Jafim Borissow, wandte sich 1824 an die preußische Regierung um Aufnahme in Ostpreußen. Sie wurde im folgenden Jahre genehmigt. Die Einwanderer sollten auf unkultiviertem Boden, den sie urbar zu machen hatten, angesiedelt werden, und der ersten Generation wurde der Kriegsdienst erlassen. Nun wanderten von 1828 bis 1832 nach abgeschlossenen Verträgen 38 Familienoberhäupter mit 213 Angehörigen ein. Sie erhielten Gewährung von sechs Freijahren, freie Religionsausübung und Land, auf dem sie in der Johannisburger Haide, in der Krutinner- und Nikolaiter Forst, die Dörfer Onusrigowen, Piasken und Kadzidlowen gründeten. In den folgenden Jahren wurden noch die Dörfer Eckertsdorf, Schönfeld, Schlößchen, Kalkowen, Nikolaithorst, Fedorwalde, Peterhain und Iwanowen gegründet. Die neuen Ansiedler, deren Zahl auf etwa 800 stieg, erwiesen sich als fleißige Arbeiter, die das ihnen zugewiesene Land urbar machten, Gehöfte und auch einige Kirchen aufbauten. 1838 wurde Eckertsdorf von dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm besucht. Die Filipponen begrüßten ihn sehr freudig und feierlich und der preußische Königssohn empfing von der neuen Siedlung einen sehr wohlthuenden Eindruck. Von den gewaltigen Mühen, die die preußischen Behörden mit den Russen durchmachen mußten, erfuhr er wahrscheinlich nichts.

Wie vorauszusehen war, wehrten sich die Sektierer gegen jede staatliche Einrichtung, die ihrem Glauben zuwiderlief. Da sie nahmen polnische Flüchtlinge von jenseits der Grenze auf, und da kein Personenregister bestand, war es der preußischen Behörde unmöglich, diesem Unfug zu steuern. Erst ein sehr energischer Mann, der Polizeikommissar Schmidt, der 1842 in dem neugegründeten evangelischen Kirchdorf Alt-Ukta angestellt wurde, brachte etwas Ordnung in die Gesellschaft. Denn gerade die Gründung des evangelischen Kirchspiels, in dem die meisten Filipponendörfer lagen, verursachte einen erbitterten Streit.

Der Pfarrer verlangte den Dezem und Kalende auch von den Filipponen, die sich zu zahlen weigerten. Sie bildeten ein eigenes Kirchspiel und hätten nicht für fremde Geistliche zu sorgen. Der Streit dauerte bis zum Jahre 1849, wo er zu Ungunsten der Filipponen entschieden wurde. Die Häupter der Unzufriedenen Sidor Borrissow, Fama Iwanow, wanderten nach Rußland zurück. Als sie bitter enttäuscht zurückkehrten, war der Widerstand der Filipponen in der Hauptsache gebrochen. 1843 fand die erste Militäraushebung statt. 1847 wurde der Schulbesuch der Mädchen durchgesetzt. 1853 wurde die Impfung, 1857 das Aufgebot der Ehen eingeführt. Seit 1878 mußten alle Kinder die preußische Staatschule besuchen.

Im Laufe der Jahre milderten sich die starren Grundzüge der Sekte. Sie fanden auch an weltlichen Genüssen Gefallen, rauchten Tabak, tranken Kaffee und Tee, ja manche fanden solchen Geschmack an Alkohol, daß sie in seiner Vertilgung mehr leisteten, als die deswegen bekannten Masuren. Trotzdem blickten sie mit Verachtung auf ihre Nachbarn herab, erhielten sie aber doppelt und dreifach zurück, denn kein Masur sprach damals den Namen Filippon aus, ohne ihn mit den Ausdrücken: „Schwein“ oder „Hundsblut“ zu verbrämen. Und die fremden Gäste hatten wirklich keine Ursache, hochmütig auf ihre Nachbarn herabzusehen, stehen doch ihre Anschauungen von Reinlichkeit, von Mein und Dein, tief unter denen des ärmsten masurischen Tagelöhners. Dabei waren sie wegen ihrer Händelsucht weit und breit berüchtigt.

Am schlimmsten hatten die Grünröcke und Fischerei-Aufsichtsbeamten unter den Filipponen zu leiden. Es gab keine bössartigeren Fisch- und Wildddiebe als die Russen. Auf den großen zusammenhängenden Seen des Spirding-Gebietes fischten sie ohne Erlaubnis mit jeder Art von Netz und widersetzten sich jeder Feststellung ihrer Persönlichkeit. Beamte, die energisch durchgriffen, mußten mit heimtückischen Überfällen und jeder Art von Rache rechnen.

Noch schwerer hatten es die Förster, denn die Filipponen zogen nicht nur einzeln, sondern in Banden mit Schießgewehren bewaffnet auf Raub aus, und es ist nicht selten vorgekom-

men, daß der Grünrock bei Zusammenstößen unterlag und sein Leben verlor. Es war ein erbitterter Krieg zwischen den Filipponen und Beamten. Anzeigen und gerichtliche Verhandlungen führten selten zu einem Ergebnis, denn die Filipponen verwarfen wohl den Eid, aber ohne Bedenken leisteten sie einen Meineid, der einem der ihrigen aus der Patzche helfen konnte.

Auch sonst waren die Filipponen sehr betriebsame Leute. Sie betrieben nicht nur fleißig den Ackerbau, sondern sie pachteten weit und breit die Obstgärten auf den Gütern und verhöckerten die Früchte auf den Wochenmärkten. Das taten auch Männer, die man getrost als schwerreich bezeichnen kann, wie zum Beispiel der mir persönlich sehr gut bekannte Kidziwan Krymow, der außer einem großen Gut in Dnufrigowen viel bares Geld besaß und Jahre hindurch Tausende von Hektar fiskalischer Gewässer gepachtet hatte.

Allmählich wurden die Filipponen durch die Energie unserer Beamten bezwungen. Das mag auch dazu beigetragen haben, daß in vielen der Wunsch entstand, wieder nach Rußland zurückzukehren, und auf russischer Seite kam man ihnen gern entgegen. Der Probst der Kaiserlich russischen Botschaft in Berlin, von Matzew, erschien selbst in den Filipponendörfern und es gelang ihm, eine ganze Anzahl zum alten Glauben zurückzuführen. Seitdem erschien er alljährlich, um den Bekehrten das Abendmahl nach griechisch-orthodoxem Ritus zu verabreichen.

Die Gegensätze zwischen den Sektierern und den Bekehrten verschärften sich im Laufe der nächsten Jahre so sehr, daß viele der letzteren mit Unterstützung der russischen Regierung nach Rußland zurückwanderten, nachdem sie ihre Besitzungen in Masuren verkauft hatten.

In den siebziger Jahren besaßen die Filipponen fünf Kirchen und drei Klöster. Das eine in Dnufrigowen brannte nieder, der Trümmerhaufen lag noch in meiner Jugendzeit. Das Eckertsdorfer Mönchskloster wurde von seinen bekehrten Bewohnern verlassen und später von Nonnen bezogen. Ebenso wurde das am Dußsee malerisch gelegene Kloster von den Mönchen an Nonnen verkauft, deren Zahl etwa acht betrug.



Aus: „Hatali“

A. Dunker, Weimar

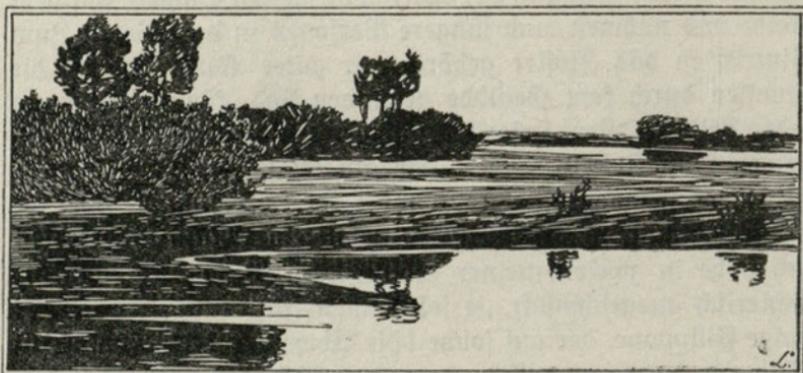
## Ansiedlung der Filipponen



Sie arbeiteten fleißig in der Wirtschaft, in den Ställen, auf dem Felde und nahmen auch jüngere Personen in den Dienst. Zum Eintritt in das Kloster gehörte nur guter Wille, und da die Insassen durch kein Gelübde gebunden sind, können sie es zu jeder Zeit verlassen. Heiraten zwischen Filipponen und Masuren kamen äußerst selten vor. Daß ein Masure eine Filipponin heiratete, ist wohl nie vorgekommen, dagegen sind mir mehrere Fälle bekannt, in denen ein Filippon eine Masurin heiratete. Ich habe in zweien meiner masurischen Geschichten, natürlich dichterisch ausgeschmückt, je solch einen Fall beschrieben. Der junge Filippone, der auf solche böse Abwege geriet, daß er eine Masurin heiraten wollte, war den schärfsten Verfolgungen seiner Glaubensgenossen ausgesetzt, denen er sich nur dadurch entziehen konnte, daß er mit seiner jungen Frau weit wegzog. Da er sich auch innerlich von seiner Sekte bereits gelöst hatte, ist es den masurischen Frauen in allen mir bekannt gewordenen Fällen gelungen, ihre Kinder im evangelischen Glauben zu erziehen. Die Schilderung, die Tegner in seinem Buch von den Filipponen gibt, ist in vielem ungenau, obwohl er viel aus meinen Erzählungen geschöpft hat.

Das äußere Ansehen der Filipponen überraschte jeden, der sie zum erstenmal zu Gesicht bekam. Es waren alles sehr hoch gewachsene Männer mit blondem Haar und Bart. Der reinsten Germanentypus, den man sich denken kann. Sie waren auch in der Kleidung auf den ersten Blick zu erkennen, weil sie das farbige oder bunte Hemd von den Hüften abwärts über den Hosentrug trugen. Zu ihrer Eingewöhnung trug viel die Soldatenzeit bei. So habe ich in Piasken einen Schulzen kennen gelernt, der als Unteroffizier bei der Garde gestanden hatte und mit ganz veränderten Anschauungen nach Hause zurückgekehrt war. Er hielt unter seinen Glaubensgenossen strenge Zucht und Ordnung und war Vertrauensmann der Behörden. Ich bin oft in seinem Hause gewesen und habe viele Tage mit ihm zusammen fischend und angelnd im Kahn gefessen.

Allmählich hat sich auch eine äußerliche Umwandlung umzogen, so daß sich die Filipponen auch in der Kleidung nicht mehr von ihren Nachbarn unterscheiden.



## Die Geschichte Masurens.

In den unfruchtbaren Streit über die alten Grenzen der Landschaft Galinden brauche ich mich wohl nicht zu mischen. Ebenso unwichtig erscheint es mir, ob ein größerer oder kleinerer Teil von Sudauen zu der heutigen Landschaft Masuren gehört hat. Es genügt doch die Tatsache, daß der Orden diese beiden Gaue als Teile des Pruzzenlandes bekämpft und unterworfen hat. Darum gehört die Geschichte Masurens von Anbeginn in die Geschichte Ostpreußens hinein, von der sie nicht zu trennen ist, wenn auch Masuren seine eigene, manchmal sehr stark abweichenden Erlebnisse machen mußte.

Die Hauptzüge kann ich im allgemeinen als bekannt voraussetzen und nur kurz zusammenfassen. Südlich von Galinden und Sudauen lag das bereits zum Christentum bekehrte Herzogtum Masovien, mit dem die heidnischen Pruzzen ewig in heftigen Fehden lagen. Schließlich konnte sich der Herzog von Masovien der feindlichen Nachbarn nicht mehr erwehren. Er sah sich nach Hilfe um und fand sie bei dem deutschen Ritterorden, dessen Hochmeister damals in Benedig residierte. Die Zeit der Kreuzzüge nach dem Heiligen Lande war vorüber, aber die Idee, Heiden mit Waffengewalt zu unterwerfen und zu

befehren, lebte noch. Sie gab jetzt auch dem Lebenszweck des Ritterordens einen neuen Inhalt. Der Hochmeister Hermann von Salza sagte der Gesandtschaft, die ihn 1226 in Venedig aufsuchte, einen Kreuzzug nach dem Pruzzenlande zu, nachdem er sich vom Papst und Kaiser das Besizrecht der zu unterwerfenden Länder hatte erteilen lassen. Dabei wurde ihm die Bedingung auferlegt, ein Drittel des Landes der Geistlichkeit abzutreten. Das ist die Ursache der Entstehung des Ermlandes, das einen eigenen Staat im Ordensstaat bildete und unter Herrschaft des Bischofs von Frauenburg stand.

Es ist aus der Geschichte zur Genüge bekannt, wie der Ritterorden einen Gau nach dem anderen in heftigen Kämpfen unterwarf. Das eroberte Gebiet wurde durch Burgen gesichert, um die herum sich die aus dem Reiche kommenden Ansiedler niederließen. Dicht an der Burg entstand ein größerer Ort, der sich allmählich zu einem Städtchen entwickelte. Die Umgegend wurde mit Dörfern besiedelt. Teils war noch freies Land vorhanden, das der Orden ohne weiteres in Besitz nahm und an die deutschen Siedler, die ihm Waffenhilfe geleistet hatten, verteilte. Teils zog er das Land der polnischen Edeling, die ihm Widerstand geleistet hatten, ein. Adelige Herren, die in seinen Reihen gekämpft hatten, ohne Mitglied des Ordens zu sein, erhielten einen sehr reichlich zugemessenen Grundbesitz zu sehr günstigen Bedingungen, die den neuen Untertanen einen mäßigen Zins und die Verpflichtung, je nach der Größe des Besitzes mehrere Bewaffnete zu den Heereszügen zu stellen, auferlegte. Unter ebenso günstigen Bedingungen wurden Kölmer, d. h. Freibauern nach kulmischem Recht angelegt.

Selbst die Pruzzen, die sich rechtzeitig unterwarfen und Treue gelobten, wurden sehr weise und milde behandelt. Edeling wurden in ihrem Besitz bestätigt und erhielten sogar die niedere und manchmal auch die hohe Gerichtsbarkeit in ihrem Gebiet. Urkunden darüber liegen in großer Zahl vor, denn nirgends wo haben sich die schriftlichen Belege einer ausgedehnten Regierungstätigkeit aus weit zurückliegender Zeit so vollzählig erhalten, wie in Ostpreußen. Da besitzen wir noch zahllose Urkunden über die Gründung von Städten und Dör-

fern. Ja wir erfahren sogar die Gründung von Gütern und können noch feststellen, wie lange sie in der Hand einer Familie gewesen sind.

Während der Orden bereits mit Erfolg gegen die nördlichen Gaue kämpfte, fochten Sudauen und Galinden noch unbekümmert um die Gefahr, die ihnen von Norden drohte, gegen Polen und Masovien, die das südliche Stück Ostpreußens in ihren Besitz bringen wollten, ehe der Orden seine Hand darauf legte. Ja sie hatten vom Papst sich bereits den Besitz des Landes versprechen lassen, wenn sie die Bewohner mit Gewalt zum Christentum bekehrten. Es gelang dem Orden, diese Ansprüche zum Teil zu beseitigen, zum Teil durch das Versprechen großer Landabtretungen zu befriedigen. Auch die Landansprüche der Geistlichkeit mußten erst erledigt werden. Dadurch entstand das Ermland, das mit seiner Südgrenze an Galinden stieß.

Die Galinder und Sudauer, die damals den Namen Jatwinger in der Geschichte führten, hatten inzwischen die Gefahr erkannt und sich mit den Litauern verbündet. Nun folgten jahrelange, erbitterte Kämpfe, in denen der Orden sich oft in schwerer Not befand. Neu gegründete Burgen wurden von den Jatwingern wieder erobert und zerstört. Und wo in den bereits eroberten Gauen irgendwo ein Aufstand aufflackerte, konnte er auf tatkräftige Unterstützung der Jatwinger rechnen. Sie zogen bis Wehlau am Pregel, bis Elbing und bis ins Kulmer Land.

Es zeugt nicht nur von der Tapferkeit seiner Bewohner, sondern auch von einer starken Bevölkerung, wenn die Jatwinger gleichzeitig erfolgreiche Kriegszüge bis tief nach Polen hinein unternehmen konnten. So zerstörten sie im Jahre 1260 die Stadt Ploß und führten reiche Beute heim. Die Litauer halfen sehr kräftig dabei mit. So drang 1263 ein Heer nach Masovien, ein zweites ins Kulmer Land und ein drittes nach Pomesanien hinein, wobei viele Ortschaften verwüstet und die Bewohner gefangen fortgeführt wurden. Im nächsten Jahre jedoch wurden die Jatwinger von dem Herzog Boleslaw von Krakau entscheidend geschlagen.

Die Berichte der polnischen Schriftsteller über diesen Sieg müssen aber stark übertrieben sein, denn der Orden sah sich im Jahre 1267 genötigt, den Böhmenkönig Przemislaw Ottokar, der ihm bereits geholfen hatte, das Samland zu unterwerfen, um Hilfe gegen die Jatwinger zu bitten, und ihm sogar den Besitz des zu erobernden Landes zu versprechen. Der Kriegszug, den er daraufhin unternahm, endigte völlig erfolglos. Nach wie vor führten die Jatwinger in jedem Jahr Kriegszüge bis tief nach Polen hinein aus, aus denen sie bald mit reicher Beute, bald geschlagen zurückkehrten.

Inzwischen hatte der Orden nicht nur einen gefährlichen Aufstand in den nördlichen Gauen unterdrückt, sondern auch Schalauen und Nadrauen unterworfen, so daß er 1277 den Vernichtungskrieg gegen Galinden und Sudauen beginnen konnte. Er nahm alle Bewohner, deren er habhaft werden konnte, mit sich fort, um sie an anderer Stelle anzusiedeln. So dauerte der Kampf bis 1283. Der Orden unterwarf einen der kleinen Teilfürsten nach dem anderen. Das war nur dadurch möglich, daß sich diese Stammeshäuptlinge gegenseitig keine Hilfe leisteten. So eroberte er das Gebiet von Krasime, dessen Häuptling Skomand sich in seine sehr starke Burg am Ufer des Skomentener Sees zurückgezogen hatte. Schließlich müssen die Häuptlinge der Sudauer eingesehen haben, daß jeder weitere Widerstand vergeblich sei, denn die letzten unterwarfen sich freiwillig und bekehrten sich zum Christentum. Einige zogen es vor, die Heimat preiszugeben und nach Litauen zu emigrieren.

Mit der Eroberung von Sudauen hatte der Orden nordwärts und ostwärts die Grenzen der Szamaiten und Litauer erreicht. Die Memel bildete die Grenze. Den südlichen Teil des Gaus, etwa von Grodno und Raygrad bis zum Narew hin, hatten inzwischen Polen und Masovier besetzt.

Nun folgt die Zeit der Wildnis, die bis gegen 1350 dauerte. Wenn man diese Zeitspanne von etwa 70 Jahren zugrunde legt, kann man sich der Vermutung nicht erwehren, daß die Wildnis nicht künstlich angelegt, sondern zum größten Teile bereits früher bestanden hat, denn selbst auf dem fruchtbarsten

Boden kann ein Wald in wenigen Jahrzehnten nicht zur unwegsamen Wildnis werden. Damit lassen sich auch die Befindungen über die Tierwelt, die in dieser Wildnis äußerst zahlreich lebte, nicht vereinigen.

Im 14. Jahrhundert bereits begannen die Kämpfe des Ordens mit den Polen, die meist nur in größeren oder kleineren Raubzügen bestanden. Die wenigen Wege durch die Wildnis waren durch Verhaue und Warttürme geschützt. Wenn der Orden südwärts nach Polen einbrechen wollte, mußten Nahrungsmittel für Menschen und Pferde mitgeführt und in Abständen eines Tagesmarsches unter sicherer Bedeckung zurückgelassen werden, damit das Heer, ob siegreich oder geschlagen, auf dem Rückwege nicht zu hungern brauchte.

Die Wildnis erwies sich durchaus nicht als ein sicherer Schutz gegen die Polen, denn mehrmals gelang es ihnen, in das Ordensland einzubrechen und es ebenso zu verheeren, wie es der Orden mit Polen tat.

In dies Jahrhundert fiel die Blüte des deutschen Ritterordens, der sein Gebiet durch Pommerellen, Esthland und die Neumark vergrößerte, so daß es von der Oder bis zur Düna reichte, und auf 170 000 Quadratkilometer 55 Städte, 20 000 Dörfer, 2000 Edelhöfe und 48 feste Burgen aufwies. In dieser Zeit setzte auch die Neubefiedlung Masurens ein, die ich auf Grund der vorhandenen Urkunden noch näher schildern will.

Aber dies Jahrhundert brachte auch ein Ereignis, das die größte Gefahr für den Orden heraufbeschwor: Die Bekehrung der Litauer zum Christentum und ihre Vereinigung mit Polen durch die Heirat ihres Großfürsten Jagello mit Hedwig von Polen. Von nun an hörte der Zuzug von Kreuzfahrern aus dem Reich, da es keine Heiden mehr zu unterwerfen gab, völlig auf, und der Orden mußte fortan die Kämpfe mit dem doppelt mächtigen Feind mit Mietstruppen führen.

Die Kämpfe der Polen gegen den Orden waren im letzten Grunde durch die Tatsache bedingt, daß der Orden den Unterlauf zweier großer Ströme, der Memel und der Weichsel, die die wichtigsten Verkehrsadern Polens bilden, in seiner Hand hielt. Es war der Drang eines großen, im Binnenlande gelegenen

Staates nach dem Meere. Es war derselbe Grund, der Rußland zur Teilnahme an dem Weltkriege gegen uns veranlaßt hat.

Um die Kämpfe gegen Polen zu führen, mußte der Orden seine Untertanen mit schweren Abgaben belasten, durch die große Unzufriedenheit erzeugt wurde. Vergebens versuchten Adel und Städte auf die Regierung des Landes Einfluß zu gewinnen. Der Orden wies alle solche Ansprüche scharf zurück. Die Folge davon war, daß der Orden nicht einmal mehr der Treue seiner Untertanen sicher war. Daraus entstand dann am 25. Juli 1410 in der Schlacht bei Tannenberg, in welcher der Hochmeister Ulrich von Jungingen fiel, die Katastrophe, indem die westpreußischen Eidechsenritter im entscheidenden Augenblick zu den Feinden übergingen.

Nun ging es mit dem Orden schnell abwärts. Im ersten Frieden zu Thorn 1411 verlor er zwar nur wenig Land, mußte aber bedeutende Geldopfer bringen. Im zweiten Frieden zu Thorn 1466 verlor der Orden die ganze westliche Hälfte seines Gebietes Kulm und Pommerellen mit den Städten Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg, sowie das Ermland und behielt nur die östliche Hälfte, aber nicht mehr als unabhängiges Gebiet, sondern als polnisches Lehen.

Der entscheidende Wendepunkt, der gleichzeitig das Ende des Ordens herbeiführte, war 1511 die Wahl des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach zum Hochmeister. Er versuchte zuerst im Kampfe die Lehenshoheit Polens abzuschütteln, unterlag aber, und mußte am 7. April 1521 zu Thorn einen Waffenstillstand mit den Polen schließen. Nun ernannte er den Bischof von Samland, Georg von Polenz, der schon damals zur Reformation hinneigte, zum Statthalter und reiste ins Reich, um durch Vermittlung des Kaisers einen annehmbaren Frieden zu erlangen. Auf dieser Reise hatte er 1523 eine Zusammenkunft mit Luther in der Wartburg, der ihm den Rat erteilte, den Orden aufzuheben und Preußen in ein weltliches Herzogtum zu verwandeln.

Der Hochmeister folgte diesem Rat, schloß mit dem König Siegmund I. von Polen, am 8. April 1525 den Frieden zu

Krakau, legte das Ordenskleid ab und ließ sich mit dem vorhandenen Ordensgebiet als weltlicher Herzog belehnen. Das ganze Land nahm ihn mit offenen Armen auf und huldigte ihm. Die meisten Ordensritter blieben im Lande, legten ihr Ordenskleid ab, erhielten Lehensgüter und verheirateten sich. Nur wenige Ritter zogen es vor, nach Deutschland zurückzukehren, wo sie einen neuen Hochmeister wählten, der gegen die Säkularisierung des Ordenslandes Einspruch erhob. Der Kaiser sprach auch wirklich 1533 die Acht über den neuen Herzog aus, die indessen völlig wirkungslos blieb.

Mit dieser entschlossenen Tat führte der Herzog Albrecht den Wendepunkt in der Geschichte Ostpreußens herbei, der das Land unter die segensreiche Herrschaft der Hohenzollern brachte.



## Ostpreußen unter den Hohenzollern.

Die Geschichte Ostpreußens in den folgenden Jahrhunderten besteht aus einer Kette von Drangsalen, aus einer Häufung der allerschwersten Heimsuchungen, wie sie in solcher Zahl und Größe wohl kaum über ein anderes Land hereingebrochen sind. Um so schärfer treten die Herrschertugenden der Hohenzollern hervor, die unermüdet dem zertretenen Lande wieder aufhalsen, tiefe Wunden heilten und unablässig Bildung und Gesittung bis in die Wildnis von Masuren und Litauen trugen. Fast ein Jahrhundert dauerte es, bis Ostpreußen an die kurfürstliche Linie Brandenburg gelangte.

Das denkwürdige Ereignis fiel auf den 28. August 1618. Die Stände in Ostpreußen waren schwierig und trotzig geworden, sie verlangten bei jedem Regierungswechsel als Preis ihrer Huldigung Erweiterung ihrer Rechte und Privilegien und Beschränkung der landesherrlichen Gewalt.

Sie fanden Rückhalt bei Polen, das ihnen durch Verweigerung der Belehnung zu Hilfe kam. Sowohl Georg Wilhelm, als der Große Kurfürst konnten die Belehnung erst nach jahrelangen Verhandlungen durch große Geldopfer erlangen.

Dem Großen Kurfürsten gelang es endlich, Ostpreußen von der polnischen Lehenshoheit zu befreien. In den heftigen

Kriegen zwischen Polen und Schweden stellte er sich zuerst auf die Seite der Schweden, dann auf die Seite der Polen und erlangte von beiden im Frieden von Oliva 1660 die Anerkennung seiner Souveränität. Aber erst mußte er die widerspenstigen Stände unterwerfen. Die Führer der Auffässigen, der Schöppenmeister von Königsberg, Johannes Roth, und zwei Brüder Kalkstein, wurden gefangen gesetzt und einer von ihnen wegen Hochverrats hingerichtet. Die Souveränität des Landes bot dem nächsten Kurfürsten Friedrich III., Gelegenheit, sich 1701 in Königsberg zum König von Preußen krönen zu lassen.

Von der äußeren Geschichte mag nur noch erwähnt werden, daß im siebenjährigen Krieg Preußen nach der Schlacht von Großjägerndorf von den Russen besetzt wurde und bis 1762 in ihrem Besiz blieb. Sie hatten sich bereits dauernd eingerichtet und Volk und Stände der Kaiserin Elisabeth huldigen lassen, führten aber im ganzen eine milde Herrschaft.

Zu Beginn des folgenden Jahrhunderts spielte sich in Ostpreußen der Schlußakt des unglücklichen Krieges 1806 und 1807 ab. Trotz der gewaltigen Opfer, die das völlig ausgesogene Land auch noch beim Durchmarsch der großen, französischen Armee nach Rußland hatte bringen müssen, ging von Ostpreußen die Erhebung aus, die zu den Freiheitskriegen führte. Damit sind wir bei der neuen Zeit angelangt, an den Kämpfen und Schlachten 1864, 1866, 1870/71. Wie an dem jekigen Weltkriege haben die Masuren wacker teilgenommen und überall ihren Mann gestanden.

Über die innere Geschichte Masurens ist viel mehr zu erzählen. Man könnte fast sagen, daß nirgendswow auf der Welt ein Landstrich vorhanden ist, dessen Boden so viel Blut getrunken hat, wie Masuren. Schon in vorgeschichtlicher Zeit haben sicherlich zahlreiche Kämpfe zwischen der Urbevölkerung und neuen Eindringlingen stattgefunden. Dann sei an die Kämpfe der Jatwinger mit dem Ritterorden erinnert, bei denen die Kriegsführung sich nicht nur gegen die bewaffneten Männer, sondern gegen die ganze Bevölkerung des Landes und ihr Besiztum richtete, etwa in der Form, wie sie noch in allerjüngster Zeit von den Russen in Ostpreußen ausgeübt

wurde. Die gefangenen Bewohner des Landes wurden als Sklaven fortgeführt, das Vieh geraubt und die Wohnstätten eingeäschert.

Auch als Sudanen und Galinden vom Orden unterworfen war, fand das Land keine Ruhe, denn einem Raubzug des Ordens nach Polen folgte ebenso regelmäßig ein Raubzug der Polen, die dem Grenzland durch Raub und Beutegier große Wunden schlugen. Erst 1439 kam es zu einer Verständigung zwischen den feindlichen Nachbarn und zu einem Frieden, der auf 10 Jahre abgeschlossen war und nur ein Jahr länger dauerte.

Erst von 1400 ab traten etwas ruhigere Zeiten für Masuren ein. Aber nur, weil sich die Kämpfe des Ordens mit Polen in den westlichen Landschaften Preußens abspielten. Auch von dem Einbruch der Polen nach der Unglückschlacht bei Tannenberg blieben die Masuren verschont.

Eine sehr große Heimsuchung erlitt Masuren im Jahre 1454 und 1455, als der preußische Städtebund im Bündnis mit den Polen dem Orden den Gehorsam aufkündigte. Die Empörung ging so schnell durch das ganze Land, daß der Orden nur sehr wenige Städte und Burgen in seiner Hand behielt. Es gelang ihm aber, mit einem aus Deutschland herbeigeführten Söldnerheer den König von Polen bei Konitz zu schlagen und die gefallen Städte wieder in seine Gewalt zu bringen. Sie erhielten Söldner als Besatzung, die größtenteils von Raub lebten und in den Städten als rücksichtslose Gewaltthaber auftraten. Ja die Söldnerhaufen führten sogar untereinander Krieg, das heißt, sie brachen in das Gebiet einer anderen Stadt ein, um Vieh und Getreide zu rauben. Auch 1455 fanden fortwährend Kämpfe statt. Die Aufständischen verbrannten zwei Schlösser in der Wildnis, Lyck und Lözen, und belagerten Rhein, das aber vom Orden entsetzt wurde. So wogte der Kampf, dessen Kosten das unglückliche Land zu tragen hatte, bis zum zweiten Frieden von Thorn hin und her. In den Grenzgebieten müssen geradezu chaotische Zustände geherrscht haben, denn aus einem Vertrag des Ordens mit dem Herzog von Masovien ist zu ersehen, daß von beiden Seiten

Rechtsansprüche auf Zoll und Zins gegen die Grenzbewohner erhoben wurden.

Auch in den folgenden Jahrzehnten fehlte es nicht an Kriegsdrangsalen, weil fast jeder neu gewählte Hochmeister den Versuch unternahm, das polnische Joch abzuschütteln. Der Kriegszug ging stets durch Masuren, das auch den Gegenstoß auszuhalten hatte.

Man kann es jetzt kaum verstehen, wie Menschen es in einer Gegend aushalten konnten, in der sie in steter Gefahr schwebten, nicht nur ausgeplündert zu werden, sondern auch das Leben zu verlieren. Man könnte fast sagen, sie waren es nicht anders gewohnt.

Eine besonders schlimme Zeit durchlebte Masuren, als der letzte Hochmeister Albrecht von Brandenburg noch einmal das Waffenglück gegen Polen versuchte. Durch zwei Jahre hindurch zogen polnische Reiterscharen im Lande hin und her, verbrannten die Dörfer und überfielen Flecken und Städte, um sie auszuplündern. Die Heerhaufen des Hochmeisters nahmen natürlich ihren Lebensunterhalt auch von dem Lande.

Dann folgte ein Jahrhundert tiefen Friedens, von dem nur an der südlichen Landesgrenze in Masuren wenig zu spüren war, denn fortwährend erfolgten Übergriffe, ja sogar feindliche Einfälle polnischer Söldnerscharen, die bis ins Ermland vordrangen. Die Ämter Lyck und Olekto konnten sich nicht anders helfen, als daß sie selbst Kriegsvolk anwarben, das die Grenze schützen mußte. Mit dem Jahre 1626 begannen die Kämpfe zwischen Schweden und Polen, die ganz Ostpreußen in Mitleidenschaft zogen. Der Kurfürst Georg Wilhelm wollte neutral bleiben, aber seine Neutralität wurde von keiner der kriegführenden Parteien respektiert. Die Schweden bezogen im Oberland Winterquartiere, die Polen im Ermland und Masuren. Von beiden Heeren wurde das Land energisch gebrandschatzt.

Ebenso ging es Ostpreußen unter dem großen Kurfürsten. Es wurde sogar auf masurischem Boden zwischen Proßken und Ostrokollen eine große Schlacht geschlagen. Es war die Zeit, in welcher Ostpreußen und vor allem Masuren durch Tataren-

einfallende Heimsuchungen erlitten, die nur mit den Russeneinbrüchen des jetzigen Krieges zu vergleichen sind. Nach der dreitägigen Schlacht bei Warschau, in der die Schweden unter Mithilfe des Großen Kurfürsten die Polen besiegten, beschloß der König von Polen, sich durch einen Einfall in Preußen zu rächen. Zu diesem Raubzuge wurden Litauer und tatarische Stämme vereinigt. Etwa 20 000 Mann stark, setzte sich der Reiterhaufen gegen die masurische Grenze in Bewegung und schlug eine halb so starke Truppenmacht der Preußen und Schweden bei Prostken am 8. Oktober 1656. Die Niederlage war so groß, daß der Verlust an Toten und Gefangenen 7000 Mann und viele Offiziere betrug.

Verheerend ergossen sich die Sieger über das Land. Der nächtliche Feuerschein brennender Dörfer trug die furchtbare Kunde weit hinaus. „Man hörte“, wie der Geschichtschreiber Pisanski sagt, „von nichts als Morden, Sengen und Brennen und dem Wegschleppen der Gefangenen.“ Am 22. Oktober wurden die Mordbrenner, als sie bereits auf dem Rückzuge waren, jenseits der Grenze bei Philippowo von preußischen Truppen eingeholt und aufs Haupt geschlagen. Viele Gefangene wurden befreit.

Aber was hatten die Horden in den zwei Wochen in Masuren angerichtet! Im Kirchspiel Ostrokollen wurden 95 Menschen getötet und 1623 weggeschleppt. Am nächsten Tage wurde Lyck überfallen, ausgeplündert und samt Kirche und Provinzialschule eingeäschert. 30 Menschen wurden getötet, 448 gefangen. Im ganzen Hauptamt Lyck wurden 221 Personen getötet, 2898 in die Gefangenschaft fortgeschleppt, ein Flecken, 67 Dörfer, drei Kirchen, drei Hospitäler, die Provinzialschule, zwei Vorwerke und drei Mühlen verbrannt. An Vieh blieben nur 88 Pferde, 331 Stück Rindvieh und 10 Schweine übrig.

Genau so ging es dem benachbarten Hauptamt Olekko. Die Stadt Marggrabowa wurde in Trümmer gelegt. Von dem Amt Polommen sind uns ganz genaue Zahlen überliefert. Dort wurden 147 Menschen, 768 Pferde, 2753 Stück Rindvieh, 3485 Schafe und 1647 Schweine fortgeführt. 219 Höfe wurden niedergebrannt.

Das Amt Johannesburg scheint bei diesem ersten Einfall weniger gelitten zu haben, doch wurden die Stadt Bialla und die Kirchdörfer Drygallen, Rosinsko und Kumilesko eingäschert.

Von dem Schicksal der weggeschleppten Einwohner wissen wir ganz genau, daß sie nach der Türkei als Sklaven verkauft wurden. So starb der Pfarrer Albrecht Baranovius als Galeerensklave in Kandia, ein Diakon aus Bialla, der von der Kanzel gerissen wurde, kehrte 1687 aus der Gefangenschaft zurück und fand seine Gattin noch am Leben.

In die weiter westlich gelegenen Ämter waren Polen eingedrungen, die nicht ganz so unmenshlich hausten. Aber die Verheerungen erstreckten sich bis nach Rhein, Lözen, Seesten, nach Goldap und Insterburg.

Obwohl mehrmals geschlagen, brachen im November Tartarenhorden wieder über die Grenze und verheerten Gilsenburg.

Der furchtbaren Verheerung des Landes durch die Tartaren ging eine Seuche zur Seite, die dem Lande noch mehr Menschen kostete. In dem einzigen Kirchspiel Kalinowen, das im Jahre zuvor 800 Menschen verloren hatte, wurden im Jahre 1657 von der Pest noch 633 Menschen weggerafft. Dazu kamen um das Elend voll zu machen, noch eine Hungersnot im Gebiet von Lyck und eine Vieh- und Pferdepeste, die im Amt Johannsburg alle Pferde bis auf das letzte weggraffte. Die Äcker mußten weithin unbestellt bleiben. Im Hauptamt Johannsburg blieben 1000, im Hauptamt Lyck 1569 Hufen Land unbestellt.

In einer gleichzeitigen Aufzeichnung aus Rastenburg, die aber nicht ganz vollzählig zu sein scheint, wird angegeben, daß in den Jahren 1656—58 in Preußen 13 Städte, 249 Flecken, Höfe und 37 Kirchen eingäschert, ungefähr 23 000 Menschen erschlagen, 38 000 Einwohner in die Sklaverei weggeschleppt und mehr als 80 000 durch Pest und Hunger aufgerieben worden sind. Es muß noch hinzugesügt werden, daß die Pest sich nicht auf das einmalige Auftreten beschränkte, sondern schon

vorher und nachher fast in jedem Jahrzehnt den größten Teil des Landes heimsuchte. Ihr letztes und heftigstes Auftreten fällt in die Jahre 1709 bis 1711.

Masuren hat nie so schwere Zeiten zu ertragen gehabt, als das halbe Jahrhundert von der Verheerung durch die Tartaren bis zu der ebenso furchtbaren Verheerung durch die Pest 1709. Damals sollen von 117 270 Hufen nur noch 20 000 besetzt gewesen sein. Die meisten Hufen standen in Masuren unbebaut. Der Hufenschuß mußte von 60 auf 40 Groschen ermäßigt werden, aber trotzdem war dieses halbe Jahrhundert die Zeit der ärgsten Bedrückung für den Bauernstand. Es wurden ihm neue Lasten aufgebürdet und das Recht der Selbstbestimmung so weit beschränkt, daß man Bauern wie Vieh vermietete. Während die Adligen für sich und ihre Güter immer größere Rechte einheimsten, schwand die Freiheit der ehemals mit kölmischem Recht angesetzten Bauern immer mehr und die Bedrückung nahm zu.

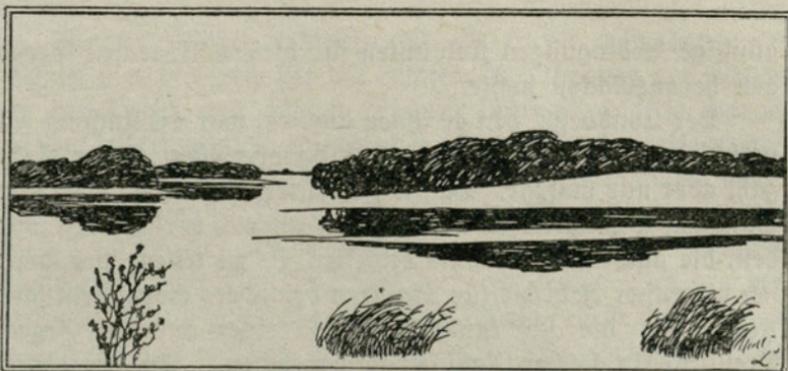
Über den Ausbruch der Pest in Johannisburg ist folgendes berichtet: Ein Kaufmann aus Danzig kehrte bei dem Richter Maletius ein. Am nächsten Morgen fand man ihn tot im Bett mit Pestbeulen am Leibe. Der Richter wurde mit seiner Familie gezwungen, die Stadt zu verlassen und fand in der Wildnis ein unbewohntes Haus, wo er höchst kümmerlich lebte. Sein Haus in der Stadt wurde verschlossen und vernagelt, aber ein blödsinniger Mensch grub sich unter dem Fundament hinein, leerte die Speisekammer und schleppte Kleidungsstücke hinweg. Nach wenigen Tagen war die Seuche so verbreitet, daß der größte Teil der Einwohner starb. Im Winter hörte sie auf, brach jedoch im nächsten Frühjahr wieder aus und wütete so schrecklich, daß nur 15 Bürger übrig blieben. In Lyck starben 1300 Personen, in Lözen 800, im Kirchspiel Angerburg 3922, in der Stadt Angerburg allein 1111, im Kirchspiel Bentheim 2115, im Kirchspiel Rutton 1375 Personen. Man schätzte die Bevölkerung Preußens vor der Pest auf 700 000 Seelen, die Pest hat mehr als ein Drittel, etwa 250 000 Personen dahingerafft. Am zahlreichsten waren die Verluste in Litauen und Masuren.

Nun folgte wieder ein Jahrhundert, in dem sich das Land allmählich unter der kräftigen Fürsorge der Hohenzollern erholtte. Nur einmal bei dem Einbruch der Russen während des siebenjährigen Krieges wurde Masuren von einem russischen Korps heimgesucht, dem ein Haufen Mordgesellen aus Polen folgte. Genau so, wie bei den Tartareneinfällen, wurde die wehrlose Bevölkerung durch Mord, Raub und Brand in Schrecken gesetzt. Als die unglücklichen Landsleute das Mitleid der russischen Offiziere anflehten, erklärten diese offen ihre Unfähigkeit, den Ausschreitungen der Räuberhorden zu steuern, und gaben selbst den Rat, daß die Bauern sich gegen die Räuber zur Wehre setzen sollten. Das geschah dann auch in manchen Gegenden mit gutem Erfolg.

Die Herrschaft der Russen, als sie Ostpreußen in Besitz genommen hatten, war ziemlich milde, doch fehlte es nicht an Ausschreitungen der Besatzungstruppen.

Die vorlezte Heimsuchung Masurens erfolgte in den Jahren 1806 und 1807, im unglücklichen Krieg, dessen letzter Akt sich in Ostpreußen abspielte. Die Franzosen erschienen bereits am 25. Dezember in Soldau und drangen schnell nach Osten vor. Daß die großen Massen der französischen Armee mit dem Lande nicht glimpflich umgingen, kann man sich lebhaft vorstellen, selbst wenn es nicht durch die Geschichte bezeugt wäre. In Masuren mußten die Franzosen mehrmals vor dem Vordringen der Russen weichen, die natürlich dem Lande entnahmen, was sie noch fanden. Viel mag es nicht gewesen sein!

Trog des strengen Winters flohen viele Einwohner in die dichten Wälder und ertrugen lieber Kälte und Hunger, als daß sie sich in ihren Wohnstätten von den Franzosen mißhandeln ließen. Erst der Friede von Tilsit machte diesen Drangsalen ein vorläufiges Ende, an das sich jedoch schon nach wenigen Jahren ein neuer Anfang anknüpfte, als die Durchzüge der großen Armee begannen, die in dem verbündeten Preußen wie in Feindesland hausten, die Städte mit Kontributionen belegten, die halbreifen Getreidfelder abmähten, die Pferde, Wagen und Vieh mitnahmen, ohne irgend eine Entschädigung zu zahlen.



## Aus der Geschichte der Besiedelung.

Nach der Entvölkerung der Gauen Gailinden und Sudauen durch die Endkämpfe mit dem Orden, begann die Besiedelung mit Deutschen. Vorerst aber drangen in die Wildnis nur Fischer, Jäger, Beutner und Holzfäller ein, die unweit des nördlichen Randes auf kleinen Rodungen Niederlassungen gründeten. Löppen glaubt aber mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß nicht nur aus den nördlichen Gauen, aus Erm-land, Barten und Natangen ein erheblicher Zustrom nach dem Wildnisgebiete stattfand, sondern daß auch Masovier von Süden her eindrangen. Etwa von 1330 ab unternahm der Orden Schritte, um den nördlichen Teil der Wildnis in Kulturland umzuwandeln. So wurde 1335 die Burg Angerburg am Mauersee, 1336 Insterburg, 1337 Löhen, etwa 1340 Rastenburg, 1344 Johannisburg gegründet. Noch etwas früher wurde im westlichen Teil Osterode und Gilgenburg von Erm-land her besiedelt. Die Bedingungen, unter denen der Orden seine Untertanen ansiedelte, waren sehr verschieden. In Masuren, wie wohl hervorgehoben zu werden verdient, herrschte unter allen Völkerschaften das kulmische Recht in den zwei Abstufungen mit Freien und Zinshufen. Die große Zahl der Freikölmer in Masuren erklärt sich leicht daraus, daß der Orden durch

günstige Bedingungen Kolonisten für diese volksarmen Gegenden heranzulocken suchte.

Der Landbesitz, den er ihnen anwies, war an Umfang sehr verschieden. Er verlieh einzelnen sehr große Güter, in der Mehrzahl aber nur mäßige. Da die Freigüter öfters mehreren Verwandten, z. B. Brüdern und Vettern zugleich verschrieben wurden, die auch die Erlaubnis erhielten, sie zu teilen, so bildeten sich in großer Zahl die für Masuren besonders charakteristischen Freidörfer, die sich kaum in irgend einer anderen Gegend Preußens in solcher Zahl zusammenfinden. Die Zinshufen wurden kaum irgendwo an einzelne Personen verschrieben, sondern fast überall durch Vermittlung eines Schulzen an eine dörfliche Gemeinde verteilt.

Die Hauptleistung der Freien für das Gemeinwesen des Staates war der Kriegsdienst in schweren und leichten Waffen. Die Hauptleistungen der Zinspflichtigen war der Zins, wiewohl auch sie nicht von Kriegsdiensten frei waren. Beide Klassen der Landesbewohner aber lieferten dem Orden das sogenannte Pflugkorn, d. h. einen Scheffel Weizen und einen Scheffel Roggen von jedem in der Wirtschaft gebrauchten Pfluge, einen Scheffel Weizen von jedem in der Wirtschaft gebrauchten Haken und zur Anerkennung der Herrschaft ein Pfund Wachs und einen kölnischen oder fünf preußische Pfennige.

Leider sind uns gerade aus dieser Zeit zahlreiche Handfesten, die über die Gründung des Ortes Nachricht geben, verloren gegangen. Es existieren aber noch einige Zinsbücher, aus denen man die Verhältnisse der Siedelungen erkennen kann.

Unter den Handfesten des Pflegeramtes Ortelsburg ist eine der merkwürdigsten diejenige, die über die Gründung des Beutnerdorfes, des noch jetzt unter demselben Namen an demselben See der Stadt Ortelsburg gegenüberliegt. Darin heißt es, daß 20 Polen „die wir empfangen und die uns gelobet haben, daß sie uns treu bleiben und uns getreu sein wollen“ je eine Hufe Acker auf einen Zins von einer halben Mark zugewiesen erhielten. Außerdem hatten sie Scharwerk zu leisten und von den Erträgen ihrer Jagd und des Honigsammelns Anteile dem Orden abzuführen.

Andere Dörfer erhielten 40—60 Hufen, von denen der Schulz vier bis sechs für sich behielt. Die Abgaben der Siedler an den Orden und an den Pfarrer ihres Kirchspiels wurden genau festgesetzt und mit großer Regelmäßigkeit eingezogen. Die Freien, die dafür einen Kriegsdienst zu Roß zu leisten hatten, erhielten im Durchschnitt 10 Hufen. Die Adligen erhielten 30, 60, 90 Hufen. Aus einem Zusatz: „Das Freigut im Walde Redingen“, darf man schließen, daß ein großer Teil des verliehenen Grund und Bodens noch mit Wald bedeckt war, der erst urbar gemacht werden mußte. Von der Gründung der Stadt Paffenheim, die am 4. August 1386 ihre städtische Handfeste erhielt, erfahren wir, daß der Schulz 65 Hufen erhielt, von denen ihm sechs Freihufen zufielen. Außerdem erhielt die Stadt zur Anlage eines Zinsdorfes noch 60 Hufen, von denen vier dem Pfarrer und sechs dem Schulzen zufielen. Paffenheim war längere Zeit die erste und einzige Stadt Masurens. Sie blühte schnell empor, so daß sie schon 1397 dem Orden die Hufen, die er sich selbst vorbehalten hatte, ablaufen konnte.

Wie der Orden gute und treue Dienste belohnte, ergibt sich daraus, daß der Hochmeister Heinrich von Plauen dem Schulzen Johann Bekold 1412 ein Freigut von 30 Hufen verlieh, wofür er zwei Dienste zu Roß zu leisten hatte. Und 1429 verschrieb er der Stadt eine Mühle mit zwei Rädern für einen jährlichen Zins von 26½ Mark.

Wie weit der Anbau des Pflegeramtes Ortelsburg um die Mitte des 15. Jahrhunderts vorgeschritten war, zeigt uns ein Zinsregister vom Jahre 1446. Danach waren in allen Gebieten der Komturei, die wir hier des Vergleichs wegen zusammenstellen, vorhanden: In dem Waldamt 1625 kölnische Hufen mit einem Zins von 942 Mark, für Preußisch-Holland lauten die Zahlen 1416 und 985, wobei bemerkt sein mag, daß dieser Bezirk schon damals den reichsten, den „gülden Boden“ Ostpreußens umfaßte. Für Mohrunen 1765 und 408, für Liebstadt 576 und 298, für Ortelsburg 601 und 321.

Die Zahlen sind deswegen so lehrreich, weil man daraus ersieht, wie energisch der Orden die Besiedelung eines Gebietes durchführte. In dem Pflegeramt Seeften war die einzige Stadt

Segensburg, d. h. Segensburg, die um 1400 gegründet worden ist. Die Stadt entwickelte sich trotz ihres Namens sehr langsam und mußte dem Orden die Hälfte der zur Gründung eines Dorfes verliehenen Zinshufen zurückgeben, weil sie keine Ansiedler dafür fand. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß im Amt Seesten, natürlich außer dem reich vorhandenen Wald, nur 18 Hufen wüßt, d. h. unbebaut lagen.

Das Amt Rhein mit seinem schönen Ordenschloß auf steiler Höhe, in dem sich jetzt ein Weiberzuchthaus befindet, blieb in seiner Entwicklung um ein halbes Jahrhundert hinter den andern zurück. Vom Jahre 1419 werden nur 63 Zinshufen genannt. Die Erklärung liegt wohl darin, daß der weitaus größere Teil des Amtes den Spirding, Löwentin- und Arys-See enthielt. Um Ansiedler herbeizulocken, wurden dort nicht zeh, sondern fünfzehn Freihufen verliehen.

In Johannsburg finden wir schon zu den Zeiten Winrichs von Wipprode einen Pfleger, der die Grenze gegen Polen zu bewachen hatte. Aber der Ort war nur eine Fischerkolonie, die auf einsamer Lichtung in der Wildnis lag. Die Bewohner hatten freie Fischerei und Jagd und das Recht, Waldhonig zu sammeln, wo sie ihn fanden. Die Fischerei wurde nur durch einige notwendige Vorschriften geregelt. Von jedem kleineren Jagdstück, außer Bären und wilden Pferden, mußten sie dem Pfleger ein Vorderviertel abliefern. Bei dem Honig, den sie verkauften, hatte der Pfleger das Recht des Vorkaufs zu 2½ Mark die Tonne. Und von jedem Rauch, d. h. von jeder Familie, hatten sie eine halbe Mark Zins zu zahlen.

Von 1428 an, wo die ersten vier Dörfer in Masuren ihre Handfesten erhielten, begann die Urbarmachung der Wildnis. Bis 1453 waren 17 Ortschaften meist Freidörfer, nach Magdeburgischem Recht gegründet. Um dieselbe Zeit begann die Besiedelung des Amtes Lyck. Die Burg, die uneinnehmbar auf einer Insel des Lycksees lag, war bereits um 1400 gegründet. Das Dorf, das dem Schloß gegenüber auf der Ostseite des Sees lag, erhielt im Jahre 1425 seine Handfeste. Da sie in der Hauptsache derjenigen für Johannsburg nachgebildet war, kann man schließen, daß die Bewohner sich weniger von Acker-

bau, als von Jagd und Fischerei nährten. Dafür spricht auch die geringe Zahl der verliehenen Hufen. Obwohl südwärts nach der Grenze zu erst ein Dorf gegründet war, wurde Lyck bereits 1445 zur Stadt erhoben und mit 102 Hufen begabt. Doch schritt die Besiedelung der jungen Stadt so langsam vorwärts, daß sie noch 1483 und 1516 in amtlichen Urkunden ein Dorf genannt wird. Ganz ähnlich entwickelte sich das Amt und die Stadt Lözen, die aus einer Siedelung Neudorf hervorgegangen ist. Die Handfeste ist verloren gegangen, aber aus einer Erneuerung 1475 wissen wir, daß die Stadt nur mit 60 Hufen begabt wurde. Von Angerburg, das um 1420 einen Pfleger erhielt, wäre so ziemlich dieselbe Entwicklung zu berichten.

Die Handfesten geben uns auch Aufschluß über die Nationalität der Siedler. Wir finden, wie aus den Namen hervorgeht, zahlreiche Nachkommen der alten Pruzzen auf Freigütern zu kölmischem Recht. Manche, die dem Orden wohl treue Dienste geleistet hatten, erhielten großen Landbesitz. So z. B. der Preuße Sanglobe mit seinen vier Söhnen Warpune, Medite, Glabune und Permog wurden mit 150 Hufen begabt. Ebenso ergibt es sich, daß zahlreiche Polen angesiedelt wurden. Daß die Grundbesitzer auch Arbeitsleute, Hinterlassen hatten, wird ausdrücklich bezeugt. Es waren unfreie Preußen, die wohl bereits vor der Ankunft des Ordens in Unfreiheit gelebt hatten.

Sehr merkwürdig ist die Tatsache, daß der Orden eine Vermischung der Nationalitäten hintanhaltend wollte. So verordnete der Hochmeister Conrad von Jungingen, daß bei der Gründung deutscher Dörfer kein Preuße auf eine deutsche Hufe gesetzt werden sollte. Ja die Deutschen durften in deutschen Dörfern keinen preußischen Knecht noch Magd in Dienst nehmen. In Städten sollte kein Preuße oder eine Preußin dienen, noch Bier schenken.

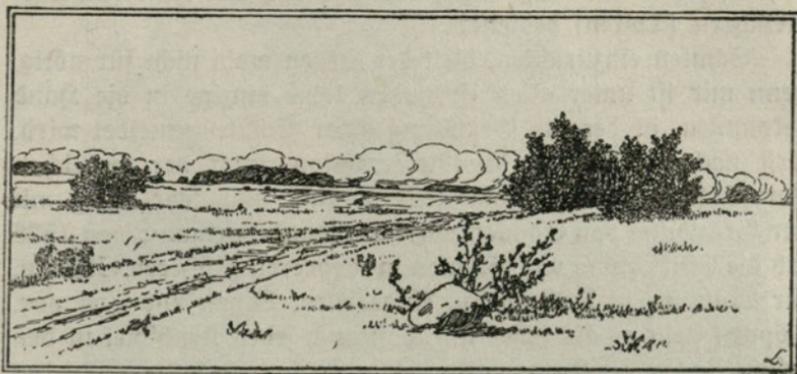
Mit Absicht hielt der Orden die Nachkommen der unterworfenen Pruzzen in der Hörigkeit, verlangte aber von ihnen ungemessenen Kriegsdienst und schwere Frohnden. Nur für erhebliche Dienste verlieh er die Freiheit, für die aber immer

noch eine besondere Abgabe zu zahlen war. Auch die Sporteln, die aus der niederen Gerichtsbarkeit einkamen . . . es wurde damals eifrig und streng gestraft . . . lagen dem Orden am Herzen, deshalb verbot er den deutschen Einwanderern hörige Preußen in Dienst zu nehmen und das niedrige Gericht über sie zu üben. Man vermutet wohl nicht mit Unrecht, daß die übrigen Preußen durch nähere Berührung mit den Deutschen sehr schnell germanisiert worden wären.

Hier drängt sich unwillkürlich die Vermutung auf, daß die Bewohner der Gebiete nicht allein in den genannten neugegründeten deutschen Dörfern lebten, sondern daß außerdem noch viel mehr Siedelungen von freien und unfreien Preußen vorhanden waren. So heißt es in der Handfeste von Sensburg, daß der Schulz die Preußen, die unter den Brüdern des Gebiets wohnen, nicht richten darf. Noch in mehreren Urkunden finden wir, daß der Orden sich das Gericht über die Preußen und Polen vorbehielt. Da der Orden selbst ausgedehnte Gebiete mit rein polnischer Bevölkerung besaß, hatte er kein Interesse daran, die Einwanderung von Polen nach Masuren zu hindern. Deshalb gab es schon im 15. Jahrhundert zahlreiche Kolonien, die ganz von Polen besiedelt waren.

Ein Gegensatz zwischen den Nationalitäten hatte sich noch nicht aufgetan. Er begann erst nach dem zweiten Thorner Frieden, ohne jedoch die Einwanderung ganz auszuschließen. Es scheint aber leichter gewesen zu sein, die Polen anzusiedeln, als sie im Lande zu halten, denn es liegen zahlreiche Zeugnisse vor, daß die Polen so schnell wie möglich ihre Besitzungen verkauften und in ihre Heimat zurückkehrten, wahrscheinlich, weil ihnen das straffe Regiment des Ordens nicht behagte.

Schon damals gab es auch in Masuren Gerichtshöfe des Ordens, wohl in jedem Pfliegeramt einen. Dort sprach nur ein höherer Ordensbeamter Recht. Daneben bestanden Landgerichte zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen freien Deutschen und den ihnen gleichgestellten Preußen und Polen. Sie bestanden aus zwölf Landschöffen mit einem Landrichter an der Spitze. Die Sitzungen fanden zu Quatember jedes Quartals statt. Ein Ordensvogt vertrat dabei den Orden.



## Fortschritte der Landeskultur.

Es ist ein genaues Verzeichniss der Kirchspiele erhalten, die um 1525 bei der Einführung der Reformation in Preußen vorhanden waren. Daraus ist zu ersehen, daß der Orden bei Gründung größerer Ortschaften auch den Bau einer Kirche und die Anstellung eines Pfarrers vorsah, indem er den Widem mit Land und Kalende begabte. An Land erhielt jede Pfarre im Durchschnitt 4 Hufen, 2—3 Last Getreide und einen Dezem, der auch in Geld geleistet werden konnte. Es würde zu weit führen, alle Kirchspiele Masurens aufzuzählen. Uns interessieren mehr die inneren Verhältnisse.

Der Orden hielt es für selbstverständlich, daß alle seine Untertanen sich der katholischen Kirche anschlossen. Er befahl den regelmäßigen Kirchenbesuch, ließ den Pruzzen die Oratio dominica, Salutatio angelica und das Symbolum catholicum an Sonntagen und Festtagen langsam und deutlich von der Kanzel herab in preußischer Sprache vortragen. Wer die Kirche nicht regelmäßig besuchte oder die Gebete nicht auswendig lernte, wurde mit erheblichen Geldstrafen belegt und von dem Genuß des heiligen Abendmahls ausgeschlossen.

Die Geistlichen sollten die deutsche und preußische Sprache

beherrschten. Sie mußten sich aber meistens der Hilfe von Dolmetschern (Tolken) bedienen.

Schulen einzurichten, hielt der Orden wohl nicht für nötig, denn mir ist unter allen Urkunden keine einzige in die Hand gekommen, in der die Gründung einer Schule gemeldet wird. Erst nach Einführung der Reformation unter der weltlichen Herrschaft des ersten Hohenzollern, ging man sehr eifrig mit der Gründung von Schulen vor. Die Landesordnung von 1526 sah die Einrichtung von Schulen in mehreren größeren Städten, für Masuren in Passenheim, Angerburg, Löben und Lyck vor. Töppen stellt es als sicher hin, daß auch jedes Kirchspiel in den ersten Zeiten der Reformation seine Kirchschule hatte. Mit der Anlegung von Ortsschulen wurde erst im 16. und 17. Jahrhundert schwache Anfänge gemacht.

Eine Großtat des Herzogs Albrecht war die Gründung der Universität Königsberg, der alma mater Albertina, deren Hauptzweck war, evangelische Geistliche heranzubilden. Erklärlicherweise wurden diejenigen bevorzugt, die neben der deutschen Sprache noch eine zweite, entweder polnisch oder litauisch beherrschten. Und diese Bevorzugung besteht noch bis auf den heutigen Tag, denn noch jetzt wird in manchen Kirchspielen masurisch gepredigt und es können nur Kandidaten für die Stelle berufen werden, die in masurischer Sprache zu predigen vermögen.

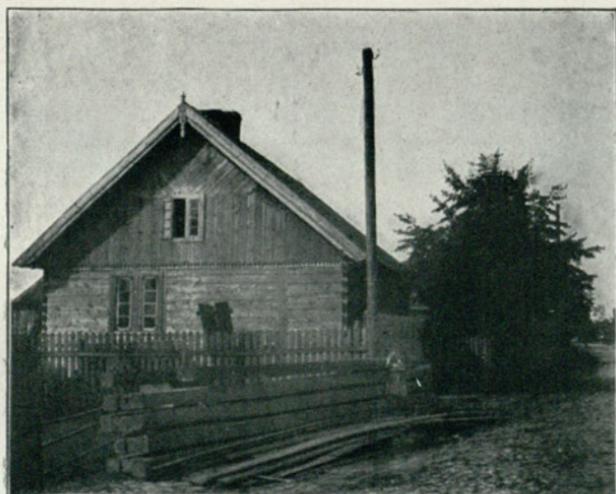
Auf die Preußen hatte der Protestantismus ebensowenig Einfluß, wie vorher der Katholizismus. Aus zahlreichen Verordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts ersieht man, daß den Preußen die Namen ihrer alten Heidengötter: Perkunos, Potrimpos, Pergrubius, Bikollos, Okopirnos usw. noch sehr wohl bekannt waren und eifrig verehrt wurden. Man brachte ihnen Tieropfer, einen Bock, ein Schwein, oder ein Rind. Die Opferhandlung endigte mit einem fröhlichen Schmaus und starkem Trunk. Außerdem wurde das Volk von einer abergläubischen Furcht vor Buschkaitus, dem Herrscher der unterirdischen Kobolde beherrscht. Man setzte ihnen Speise und Trank in die Scheune und geriet in Angst, wenn die Speisen nicht berührt waren. Ja noch immer hatten die Preußen eine Priester-



Aus: „Halali“

A. Dunker, Weimar

## Mein Elternhaus



Aus: „Ostproußen“

R. Kiepert, Charlottenburg

## Masurisches Bauernhaus aus Snopken bei Johannsburg





Aus: „Ostpreußen“

R. Kiepert Charlottenburg

## Kurfen



Aus: „Ostpreußen“

R. Kiepert Charlottenburg

## Gerdaun



schaft, die von den Geschichtschreibern Waidler, Signoten oder Zauberer genannt werden. Sie beschäftigten sich mit dem Bersegnen und Wahrsagen. Ja sie werden wohl auch zur Schlichtung von Streitigkeiten in Anspruch genommen worden sein. Da ist es nicht zu verwundern, wenn auch die Hochzeits- und Totengebräuche viele Überreste des Heidentums enthielten.

Der katholische Gottesdienst hatte durch seine, auf die Sinne wirkende Form, durch Gepränge und Prozessionen, wie sich in der Folge zeigte, auf die Masuren starken Eindruck gemacht. Die Gnadenmittel der katholischen Kirche, die ihm in leiblichen und geistigen Nöten Hilfe versprachen, gefielen den Masuren sehr. Trotzdem traf die äußerliche Einführung der Reformation auf keine großen Schwierigkeiten.

Aber jeder weitere Versuch, das religiöse Bewußtsein zu vertiefen und ihm im praktischen Leben Geltung zu verschaffen, fiel ungemein schwer. Nicht etwa, weil die Masuren nicht empfangsfähig gewesen wären, sondern weil es an Lehrkräften fehlte. Erst in den späteren Jahrhunderten traten die Masuren in ein innigeres Verhältnis zur Kirche. Sie sind ohne Zweifel sehr religiös veranlagt. Sobald sie, meistens eine bis zwei Stunden vor Beginn des Gottesdienstes, in der Kirche erscheinen, schlagen sie ihre Gesangbücher auf und singen ohne Orgelbegleitung eine ganze Anzahl von Liedern, die von einem alten Mann angefangt werden. Vielfach ist es vorgekommen, daß Geistliche diese Betätigung von Religiosität nicht verstanden und das Singen der Lieder verboten.

Ja, es muß gesagt werden, daß sich vielfach zwischen Masuren und ihren Seelsorgern kein rechtes Verhältnis herausbilden konnte, weil die jungen Geistlichen, die das Masurische nicht im Elternhause gelernt hatten, auf der Hochschule in Hochpolnisch unterrichtet wurden, das so stark vom Masurischen abweicht, daß ihre Predigten, noch dazu mit schlechter Aussprache, von den Masuren nicht verstanden wurden. Da ist es kein Wunder, daß in Masuren die Sektenbildung überhand nahm. Sie ging überall aus der Landeskirche hervor. Bald hier bald dort fanden sich die „Gromadki“, d. h. Häuflein der Frommen, abends in einer Stube zusammen und sangen und beteten.

Mit der Zeit fanden sich unter ihnen Männer, die es wagten, zu predigen. Damit war die Sekte fertig. Sie traten aus der Kirchengemeinde aus und bestellten sich aus eigenen Mitteln Laienprediger. Die Bewegung war bis zum Kriege keineswegs verschwunden. Sie hatte auch ihr Gutes, denn die Gromadki versagten sich den Genuß von Alkohol. Aber gerade dieses Verbot war ihrer weiteren Ausbreitung hinderlich, denn bei vielen Masuren war der Alkohol stärker, als die Frömmigkeit.

Was unter den ersten preußischen Königen für die Verwaltung des Landes geschah, die Errichtung eines stehenden Heeres, die Einführung der Posten, die Neuverteilung der Abgaben, fällt mit der übrigen Geschichte des Landes zusammen. Ein hervorragendes Kulturwerk der Hohenzollern, die Ansiedlung der Salzburger unter Friedrich I. kam in der Hauptsache Litauen zugute. Nur wenige siedelten sich im Kreise Angerburg an.

Eine eingehende Besprechung verdient die Provinzialschule in Lyck. Sie war anfangs sehr klein und hatte bis 1665 nur drei Lehrer. 1656 wurde sie durch die Tartaren eingeeäschert und erst nach 18 Jahren wieder aufgebaut. 1688 wurde sie wieder durch eine Feuersbrunst zerstört. Das neue Schulgebäude wurde jetzt massiv auf Kosten des Königs aufgebaut, wobei die umliegenden Ämter hilfreiche Hand zu leisten hatten. Das alte Gebäude, ein enger dürftiger Bau von zwei Stockwerken, habe ich noch gekannt. Trotzdem gingen aus ihr zahlreiche Männer hervor, die als höhere Beamte, Ärzte und Gelehrte sich einen guten Namen in der Provinzialgeschichte erworben haben.

Mit welchen Schwierigkeiten die Lehrer der Schule zu kämpfen hatten, ersieht man aus dem Kampf, den sie bestehen mußten, ehe sie die Leichenbegleitungen abschaffen konnten. Ein furagierter Rektor Wollner, blieb 1799 eigenmächtig mit seiner Klasse von einem Begräbnis weg und verzichtete auf die Leichengebühren. Die Bevölkerung nahm gegen ihn Partei. Er erhielt vom Konsistorium in Königsberg und vom Hofe in Berlin strenge Verweise, aber er blieb fest und setzte es durch, daß die Leichenbegleitungen aufhörten.

Im Jahre 1812 wurde die alte Provinzialschule in ein Gymnasium umgewandelt. Es wurden ihr nicht nur die bisherigen Kirchengeschäfte abgenommen, sondern auch die geistliche Obergewalt abgeschafft. Es wurden neue Lehrstellen eingerichtet, für die der Staat den Zuschuß leistete. Schließlich erfolgte in den Jahren 1856 bis 1859 auf einem guten Platz hinter der evangelischen Kirche der Neubau des Gymnasiums, das zu meiner Zeit in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts rund 400 Schüler hatte. Es waren im Laufe der Zeit durch Schenkungen und Vermächtnisse ziemlich reichliche Mittel zugeflossen, so daß armen Schülern freie Schule und Freibücher gewährt werden konnten. Dadurch wurde viel Segen geschaffen. Denn mit Hilfe des Gymnasiums sind vornehmlich im vergangenen Jahrhundert zahlreiche tüchtige Männer aus den ärmsten Schichten des Volkes zu Bildung und Besitz emporgestiegen.

Unter den Masuren ist selbst in den Zeiten des tiefsten Niederganges nie der Drang nach Bildung gestorben. Hier darf ich wohl aus eigenen Erinnerungen und Erfahrungen manches erzählen, was diese Zustände und Tatsachen in ein helleres Licht setzen wird.

Noch wie heute erinnere ich mich der sonnigen Tage, wenn ich in den Ferien meine bäuerlichen Verwandten . . . meine Sippe stammt aus dem Dorfe Lisken bei Johannsburg . . . besuchte. Dann belegte mich der ältere Bruder meines Vaters für die ersten Tage völlig mit Beschlag. Er hatte tausend Fragen an mich zu richten, die sich nicht nur auf die Politik, sondern auch auf die Wissenschaft und alles mögliche bezogen. Manchmal standen wir abends im Freien, sahen zum Sternenhimmel auf und ich mußte erzählen, was ich von diesen Dingen wußte. Noch heute denke ich mit großem Vergnügen daran und möchte gern wissen, welche Weisheit ich damals als Tertianer oder Sekundaner von mir gegeben habe.

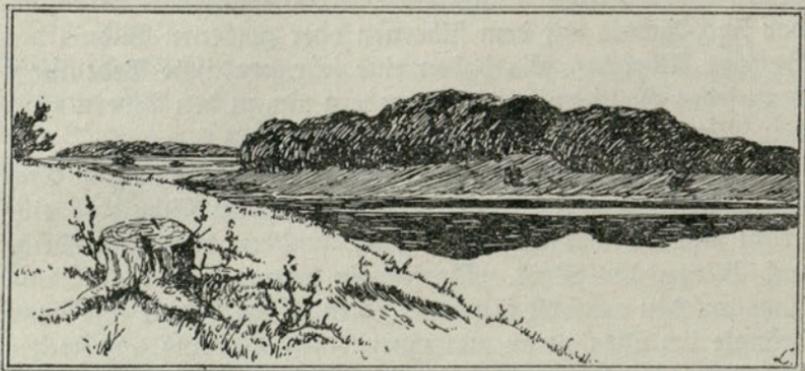
Mein Vater, der am 21. Januar dieses Jahres 93 Jahre alt gestorben ist, die Mutter zählt 86, hatte den typischen Entwicklungsgang eines masurischen Bauernjungen, der nicht als Erbsohn zu Hause bleiben mußte, durchgemacht. Er wurde

auf die Schule nach Johannisburg gebracht, die ihre Zöglinge nach Lnd mit der Reise für Untersekunda entließ. Da er sich aber beharrlich weigerte, das Gymnasium in Lnd weiter zu besuchen, um Theologie zu studieren, arbeitete er zunächst im Bureau des Landratsamtes, dann auf der Post und fand seinen richtigen Beruf erst, als er zu einem Oberförster in die Lehre kam. In ähnlicher Weise pflegten damals viele majurische Bauern und auch Handwerker für ihre Söhne zu sorgen. Sobald sie die Volksschule verlassen hatten, kamen sie entweder zu einem Kaufmann in die Lehre, oder sie taten Schreiberdienste beim Gericht oder einem anderen Amt, bis sie alt genug waren, freiwillig ins Heer einzutreten. Dort dienten sie auf Versorgung und kehrten als Subalternbeamte in ihre Heimat zurück. Das war die Generation, die ihre Söhne aufs Gymnasium schickte und studieren ließ. Vielfach kam es auch vor, daß Geistliche, die in den Landschulen sehr begabte Knaben entdeckten, für ihr weiteres Fortkommen sorgten. Das war gar nicht so schwer. Der Knabe erhielt in Lnd für sehr billiges Geld ein kleines Stübchen und Morgenkaffee, weiter brauchten die Eltern nichts zu leisten. Denn die Bürger der Stadt setzten eine Ehre darein, armen Knaben Freitisch zu gewähren. Es bedurfte nur einer Bitte, um ihn zu erhalten. Mittags fand der Knabe sich in der betreffenden Familie ein, die ihn reichlich sättigte und auch mit dem Abendbrot, das er zu Hause essen konnte, versorgte. Auch ich habe an vier Tagen der Woche, an welchen Nachmittagsunterricht stattfand, Freitische gehabt. Als ich nach bestandnem Abiturientenexamen mich bei einem Bäcker- und Konditormeister, der mich neun Jahre hindurch an jedem Montag satt gemacht hatte, bedanken kam, fragte er, ob nicht mein jüngerer Bruder Max fortan an meine Stelle treten wolle, er solle seinen schlechten Tisch aufgeben und lieber zu ihm kommen. Derselbe Mann hat dann auch noch sechs Jahre meinen jüngeren Bruder satt gemacht.

Die ganze Stadt lebte mit ihrem Gymnasium. Von den Primanerchens, wenn sie ins Examen gingen, war genau bekannt, wie sie standen und wie viel Aussicht sie hatten, durchzukommen. Es besteht in Lnd noch die schöne Sitte, daß jeder

Abiturient eine rote Mütze und Albertusse geschenkt bekommt, das sind Nadeln mit dem silbernen oder goldenen Bildnis des Herzogs Albrecht. Sie haben eine sehr praktische Bedeutung, denn jeder Goldschmidt in Königsberg nimmt den Albertus für den Metallwert zurück.

Während im Konferenzzimmer die Jünglinge noch in Examensnöten schwitzten, stand bereits auf dem Schulhose eine große Menge nicht bloß Mitschüler, sondern auch Angehörige und Bürger der Stadt. Die freudig herausströmenden Jünglinge wurden zunächst mit einer roten Mütze bedeckt und dann drängte sich alles heran, um ihnen einen Albertus anzustecken. Im Triumphzug ging es durch die Stadt. Die Bürger holten sich die ihnen bekannten Jünglinge in die Wohnung und bewirteten sie mit Wein und Kuchen. Abends fand stets ein großer Kommers statt, zu dem nicht nur die ersten Bürger der Stadt, sondern auch die Gutsbesitzer des Kreises geladen waren. Das war eine sehr kluge Maßregel, denn meistens trugen die geladenen Gäste die Kosten des reichlich geflossenen Bieres. Die Jünglinge in den roten Mützen waren nicht mehr die „Primanerchens“, sondern die zukünftigen Herren Oberlehrer, Rechtsanwälte, Ärzte und Pfarrer. Und mancher von ihnen trug schon das liebliche Bild eines Stadttöchterchens im Herzen, das er zu ehelichen gedachte, sobald er in Amt und Würden gekommen war.



## Masurens Niedergang.

Der Anfang des 19. Jahrhunderts hatte an das arme, von ewigen Heimsuchungen darniederliegende Land noch so schwere Anforderungen gestellt, daß man sich wundern muß, wie es die ewigen Brandschakungen ertragen konnte. Das letzte, „was er noch unter der Seele hatte“, wie man in Ostpreußen zu sagen pflegt, hatte es beim Ausbruch der Befreiungskriege dem Vaterland zum Opfer gebracht. Das soll man nie vergessen, wenn man ein Urteil über die Vaterlandsliebe und die Opferliebe der Masuren fällt. Sie haben so viel geleistet, daß sie über jede Verdächtigung, wie sie erst neuerdings erhoben worden ist, weit erhaben sind. Sie sind durch das Feuer der schwersten Not gegangen, gehärtet und geläutert.

Man macht sich schwer einen Begriff davon, wie sich das Leben nach den Freiheitskriegen in dem bis aufs Mark ausgejogenen Landstrich gestaltete. Handel und Wandel stockte. Nur etwas Holz wurde auf dem Piffel durch Polen zur Weichsel und dann wieder nordwärts nach Danzig geflüßt, aber der Erlös kam ja nicht den Bewohnern, sondern dem Forstfiskus zugute. Eine Möglichkeit, das überschüssige Getreide zu verwerten, war nicht vorhanden.

Man muß sich nur vorstellen, daß in Masuren damals es so gut wie keine Steinstraßen, keine befestigten Wege gab. Ein unternehmender Kaufmann hatte allerdings in den dreißiger Jahren einige Lastfähne bauen lassen und mit ihnen Getreide auf der Wasserstraße verschickt, aber das war eine Schwalbe, die keinen Sommer machte, denn sein Beispiel blieb ohne Nachahmung, weil sogar dem Kaufmannsstande jeder Unternehmungsg Geist fehlte. Mit Mühe brachten die Gewürzkrämer der kleinen Städte ihre Waren zu Wagen von Königsberg ins Land. Sie hatten außerdem noch mit der ganz außerordentlichen Bedürfnislosigkeit der Masuren zu kämpfen. Auch der Handwerksstand konnte den goldenen Boden nicht finden, denn der Masur war von jeher sehr geschickt mit Säge, Art und Hobel und hütete sich, die Dienste eines Handwerkers in Anspruch zu nehmen, die er mit barem Gelde bezahlen mußte. War es doch für ihn ein Kunststück, das Geld, das er zur Bezahlung seiner Hypothekenzinsen und Steuern bedurfte, aufzubringen.

Die beste Einnahmequelle war Leinwand. Es wurde viel Flachs gebaut, die Frauen spannen und webten und zu dem großen Leinwandmarkt in Lyck erschienen fremde Händler, die mit barem Gelde zahlten. Ja, sind doch die Masuren mit ihrer Leinwand bis zum Wallfahrtsort Heiligelinde im Ermland gefahren, wo jährlich mehrere große Märkte stattfanden.

Das Getreide war so billig, daß es sich nicht lohnte, mit einer Fuhr 20 oder 30 Meilen bis Königsberg zu fahren. Aber die Masuren wußten sich zu helfen. Sie stellten aus dem Getreide Grütze her. In jedem masurischen Bauernhause stand damals eine Handmühle. Auf einem Mahlstein lag ein zweiter, der mit einer Stange gedreht wurde, deren oberes Ende in einer Öffnung des Balkens steckte. Schon vor Tau und Tag mußten die Mägde aufstehen und so viel Getreide mahlen, wie für den Tag gebraucht wurde. Die alten Mühlen, die auf der Lucht, d. h. auf dem Hausboden ein unrühmliches Ende gefunden hatten, wurden in diesem Krieg, als die Zurückgebliebenen von aller Welt abgeschnitten waren, wieder hervorgeholt und in Betrieb gesetzt.

Damals wurden sie sehr eifrig benutzt, denn sie dienten nicht nur zur Herstellung von Mehl-, sondern auch von Hafer-, Gerste- und Buchweizengrütze. Außerdem gewannen die Masuren in großer Menge die Schwadengrütze, das ist die Frucht des Mannaschwingels, der auf feuchten Wiesen und Mooren wächst. Frühmorgens, solange noch der Tau an den Gräsern hängt, zogen die Frauen und Mädchen aus und streiften mit engmaschigen Sieben die Fruchtknoten des Schwingels ab, der zu Hause getrocknet und durch Stampfen in einem großen Holzmörser von ihren Hülsen befreit wurde. Auch Hirse wurde damals viel angebaut und teils zu Mehl, teils zu Grütze gemahlen.

Der Hausfleiß der Frau sorgte noch für mehr. In der Hauptsache wurde abends in einem Ramin Kien zur Beleuchtung gebrannt oder es wurden trockene Fichtenscheite in lange dünne Blätter zerspalten, die in einem Gestell schräg eingeklemmt mit ziemlich heller Flamme brannten. Für feierliche Gelegenheiten gossen die Frauen Lichte aus Talg oder Wachs. Und sie webten nicht nur Leinwand, sondern auch Wollzeug in lebhaften bunten Farben für Sommer und Winter. Für die Männerkleidung wurde ein sehr dickes, stark gewalktes Tuch, das nahezu unverwüßlich war, gewebt, das sogenannte „Wand“.

Die Frauenkleider wurden im Hause selbst genäht. Für die Mannskleider wurde ein Schneider zu Hilfe genommen, der sein Gewerbe im Umherziehen betrieb und bald bei dem einen, bald bei dem anderen Bauern einige Tage arbeitete. In derselben Weise ließ auch der Bauer seine Sieten und seine Stiefel von Handwerkern, die zu ihm ins Haus kommen mußten, anfertigen. Viel Stiefel haben die Masuren nicht zerrissen, denn im Sommer gingen sie meistens barfuß und im Winter trugen sie Chodakes, selbstgefertigte Schuhe mit dicker Wandsohle, die mit Bändern bis zum Knie festgeschnürt wurden. Zum größten Teile wurden diese Handwerker wohl mit Naturalien belohnt.

Im Winter, sobald eine gute Schlittbahn sich gebildet hatte, rüsteten sich die Bauern zu der weiten Fahrt nach Königsberg. Der Schlitten wurde mit Grütze beladen, auch Eier und Butter

wurden mitgenommen. Auf dem Rückwege bestand ihre Fracht meistens aus Waren, die sie für die Kaufleute der nahen Stadt mitbrachten.

Die Masuren führten also ein Wirtschaftsleben, das im Reich schon seit einem Jahrhundert überwunden war. Ich habe es noch genau kennen gelernt, denn der Umschwung setzte erst nach dem Kriege 1870—71 ein. Bis dahin hatten die Masuren an ihren Wagen buchstäblich kein Lot Eisen. Selbst die Achsen der Wagen waren aus Holz und mußten reichlich mit Teer beschmiert werden. Die Wischke, in der sich dies Schmiermittel befand, hing unter jedem Wagen.

Auch in meinem Elternhause wurde Kien und selbstgegoßenes Licht gebrannt. Nur für ganz feierliche Gelegenheiten gab es eine Photogenlampe, in der Rüböl gebrannt wurde. Es war ein Ereignis nicht nur für das Dorf, sondern für die ganze Umgegend, als in meinem Elternhause zum erstenmal die erste Petroleumlampe angezündet wurde. Es war ein kleiner Flachbrenner, aber von weit und breit kamen Leute, um dies Wunder anzustaunen.

Es war die reine Naturalwirtschaft, wie sie in Deutschland etwa 1000 Jahre früher bestand, aber in Masuren, gestört durch die Notwendigkeit, Bargeld zu schaffen, das für gewisse Ausgaben unerläßlich war. Zu diesen gehörte leider auch der Schnaps. Es gab wohl einige Brauereien, die ein starkes bekömmliches obergähriges Braubier herstellten. Ja, die Frauen brauten selbst aus Malz und Hopfen ein starkes säuerliches Bier, das große Ähnlichkeit mit dem litauischen „Maus“ hatte. Und noch jetzt sind die Bäume in den masurischen Dörfern von verwildertem Hopfen berankt, der vergebens blüht.

Aber der Schnaps war doch am leichtesten zu beschaffen und so billig, daß man ihn vielleicht schon aus diesem Grunde allen anderen Getränken vorzog. Der Bauer brauchte nur im Herbst den Überschuß seiner Kartoffelernte in eine Brennerei zu fahren und dafür Spiritus zu holen.

Der Alkohol kam ohne Zweifel dem Naturell der Masuren sehr weit entgegen. Sie waren leichtlebig, stets zur Fröhlichkeit, zu Spiel, Gesang und Tanz aufgelegt. An musikalischer

Begabung fehlte es den Masuren auch nicht. Es gab und gibt wohl noch jetzt keinen, der eins der beiden Lieblingsinstrumente der Masuren, Klarinette und Ziehharmonika nicht gut spielt. Auch Künstler auf der Geige gab es. Und in jedem Kirchdorf gab es sicherlich ein Orchester, aus Geige, Klarinette und Brummbaß, den sich der Künstler selbst angefertigt hatte, zusammengesetzt. Da der Masure oft und gern fröhliche Feste feiert, hatten diese Dorforchester reichliche Arbeit.

Das Bild wäre idyllisch freundlich, wenn es nicht durch die Wirkung des Alkohols zu sehr verdüstert würde. Wie eine böse Seuche lag die Trunksucht auf dem ganzen Volke. Kein Bauer ließ einen Markttag vorüber, ohne nach der Stadt zu fahren, wo er durch Verkauf von Eiern, Butter, Grütze usw. die Barmittel für seine Ausgaben erwarb. Zu Hause kam nur zu hohen Festtagen ein Stück Fleisch auf den Tisch. In der Stadt aber hielt der Kaufmann . . . jeder Kolonialwarenhändler hatte neben seinem Laden einen Ausschank . . . nicht nur Schnaps und Bier, sondern auch gebratene Klopse, Blut-, Leber- und Grützwürste feil. Da schmauste und trank Mann und Weib, bis der Fusel sie umwarf. Von der friedfertigen Natur des Masuren zeugt es gewiß, daß trotz dieser allgemeinen Trunkenheit sehr selten ein ernstlicher Streit entbrannte.

Im Gegenteil, sowie der Fusel zu wirken begann, sprang aus dem Masuren seine angeborene Gutmütigkeit heraus. Ich habe selbst, ach so oft gesehen, wie sich die Männer umfaßten, sich gegenseitig die Flasche reichten und sich im Überschwunge der Gefühle küßten und weinten. Die typischen Erscheinungen eines übermäßigen Alkoholgenusses! Und die Weiber leisteten mit Erfolg Widerpart. Und wie der Herr, so der Knecht. Auch die Tagelöhner versäumten, wenn irgend möglich keinen Markttag. Sie waren ja sicher, daß sie auf dem Rückwege auf dem Wagen eines Bauern Platz fanden.

Bis zu einem Duzend betrunkenen Menschen lag auf dem Wagen, die mit Mühe von den kleinen, struppigen Säulen durch den tiefen Sand gezogen wurden. Die Säule hatten vom frühen Morgen bis spät in die Nacht unbedeckt und ohne Fressen in Wind und Wetter gestanden. Bei Festlichkeiten im Hause

wurde Bärenfang gereicht. Das ist ein heimtückisches Getränk, denn es besteht aus reinem Spiritus, in dem reichlich dünnflüssiger Honig verrührt ist. Bei Menschen, die das Getränk nicht gewohnt sind, wirkt es wie ein Keulenschlag. Aber der Masur ertrug es in großen Mengen.

Als eine Folge der jetzt zum größten Teil überwundenen Trunksucht kann man wohl das „Brennen“ betrachten, dem nicht ganz selten noch jetzt ein Masur verfällt. Ganz plötzlich, ohne erkennbare Ursachen, beginnt ein tüchtiger, fleißiger Mensch reinen Spiritus zu trinken. Ich habe Männer gekannt, die täglich einen Stof Spiritus zu sich nahmen. Sie waren natürlich den ganzen Tag über in einen leichten Rauschzustand, der sie aber nicht hinderte, ihre Wirtschaft oder ihr Handwerk zu versehen. Nicht im Scherz, sondern im wirklichen Ernst wird von den Masuren die Behauptung aufgestellt, daß einem jeden Menschen vom Schicksal bestimmt ist, wie viel Alkohol er auf der Erde vertilgen muß. Mit diesem Glauben stimmt denn auch die Tatsache überein, daß die meisten plötzlich zu „brennen“ aufhören und dann völlig nüchterne Menschen werden und bleiben.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man der völligen Absper- rung des Landes von jedem Verkehr die Hauptschuld an dieser Alkoholsucht beimißt. Die Männer hatten im Winter viel freie Zeit, sie hatten auch ewig mit Geldsorgen zu kämpfen und da mag mancher zur Flasche gegriffen haben, um mit ihrer Hilfe seine Sorgen zu brechen. Man muß sich nur vorstellen, daß Masuren im Süden von der russischen Grenze wie von einer chinesischen Mauer umgeben war. Handel und Wandel war also auf die geringen Erzeugnisse und Bedürfnisse des Landstrichs angewiesen.

Der Einfluß der Kirche war sehr gering und noch geringer derjenige der Schule. Nach der sehr notdürftigen Vorbildung in dem einzigen Lehrerseminar wurden die jungen Lehrer mit einem so geringfügigen Gehalt angestellt, daß sie nur durch den Reihentisch, den sie in den Bauernhäusern erhielten, ihr Leben fristen konnten. Aus meiner eigenen Sippe kann ich ein bezeichnendes Beispiel für die damalige „Schulverfassung“ beibringen. Ein aufgeweckter Knabe, der nach dem

Verlassen der Schule bei Verwandten Schweine und Schafe hütete, bildete sich mit Hilfe eines alten Lehrers so weit aus, daß er eines Tages 16jährig sich auf den Weg zum Herrn Superintendenten machen konnte, um ihm seine Dienste als Lehrer anzubieten.

Zur Unterstützung der Bitte hatte er ein halb Schock Eier mitgenommen. Aber unterwegs schien ihm diese Spende etwas reichlich bemessen. Er legte mehrmals am Wege einig ab, um sie bei der Rückkehr wieder mit sich nach Hause zu nehmen, und erschien mit sechs Eiern bei dem Herrn Superintendenten. Die Prüfung bestand im Auffagen des Katechismus, zahlreicher Bibelverse und Lieder und da sich der Jüngling darin beschlagen zeigte, wurde er schon nach kurzer Zeit mit einer Schulstelle betraut. Er bekam nicht nur reihum bei den Bauern sein Essen, sondern mußte auch den Unterricht abwechselnd hier und dort abhalten.

Vielfach waren gediente Unteroffiziere und alte arbeitsunfähige Handwerker mit dem Amt eines Lehrers betraut. Da kann man sich wohl vorstellen, wie viel Weisheit die Dorfkinder von solchen Lehrern empfangen. Der Unterricht wurde in majurischer Sprache erteilt. Lesen lernten wohl die meisten und auch etwas Rechnen, aber zum Schreiben brachten sie es nicht. Der Unterricht fand auch nur im Winter statt, denn im Sommer mußten die Kinder in der Wirtschaft helfen.

Viel wäre noch über den Aberglauben der Masuren, ihre Sitten und Gebräuche zu erzählen. Wer sich dafür näher interessiert, sei auf die eingehende Darstellung Töppens in seinem Buch „Aberglaube in Masuren“ verwiesen. Ich meine, es genügt, wenn ich sage, daß die unwissenden, mit zahlreichen abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen aus der Heidenzeit belasteten Masuren an die Geister und Gespenster glaubten, wie es ja wohl auch anderswo der Fall ist. Daß sie von dem Arzt eine abergläubische Scheu hatten und alle üble Eigenschaften besaßen, die mit Unbildung zusammenhängen, wird man auch verstehen. Umso heller wird das Bild erstrahlen, das ich von ihrer geistigen und wirtschaftlichen Wiedergeburt geben kann.



## Masurens Erhebung.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die geistige und sittliche Erhebung der Masuren mit den großen Kriegen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zusammenhängt. Die tiefste Wirkung hat unzweifelhaft der Krieg mit Frankreich ausgeübt. Da waren nicht nur junge Leute, sondern auch Landwehrmänner draußen im Felde, die sich in den schwersten Kämpfen vor Belfort, unter General von Werder, blutige Lorbeeren errungen haben.

Es bedarf gar keines Beweises, daß der Krieg ein gewaltiger Lehrmeister ist. Um wieviel mehr wird er auf die Masuren gewirkt haben, diese großen Kinder, die mit erstaunten Blicken in die Welt starrten, als sie nach anstrengendem Fußmarsch zum erstenmal die Eisenbahn erblickten und von ihr hinausgeführt wurden aus der Enge der Heimat, durchs ganze Deutsche Reich, bis in Feindesland hinein. Meine Erinnerung an jene Zeit ist noch so lebendig, daß ich davon tausend Einzelheiten erzählen kann.

Auch der Freund meiner Jugend, mein Kumpan bei der Fischerei, der Holzmeister August Stomber, war bis nach Frankreich gekommen. Was hat er mir dann, wenn wir nachts einsam im Rahn saßen und fischten, alles erzählt! In kindlich naiver

Auffassung. Wie die Masuren hoch erfreut waren von der reichlichen Bewirtung mit Liebesgaben, bei denen damals der Alkohol noch an erster Stelle stand. Wie viele, die bis dahin nur ihren selbstgebauten Kanaster zu rauchen gewohnt waren, zum erstenmal eine Zigarre in den Mund steckten, was sie bisher nur bei den Stadtherren zu sehen gewohnt waren.

Ein großes Staunen ging durch ihre Seele, als sie, denen Städte wie Lyck oder Johannisberg als das großartigste erschien, was Menschen geschaffen, Berlin und andere Großstädte des Reiches kennen lernten. Da kam ein großes Ahnen und ein großes Sehnen in die Herzen dieser Naturkinder, das sich zu einem ernstlichen Wollen verdichtet hatte, als sie in die Heimat zurückkehrten. Das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem großen Staat, die Vaterlandsliebe, die unbewußt bis dahin in ihnen lebte, erhielt jetzt erst Inhalt.

Und als sie nach Hause kamen, da begannen ihre Augen, ob sie wollten oder nicht, zu vergleichen. Sie sahen zum erstenmal den Abstand zwischen sich und den Deutschen. Bisher hatten die jungen Leute das bißchen Deutsch, das sie beim Militär gelernt hatten, bald wieder vergessen. Jetzt bemühten sie sich, mit ihren Kindern deutsch zu sprechen, um es ihnen beizubringen.

Ein Entwicklung setzte ein, wie es niemand für möglich gehalten hätte. Es ist zwar nahezu ein halbes Jahrhundert seit jener Zeit verflossen, aber was bedeutet solch eine winzige Spanne Zeit im Leben der Völker! Den Masuren hat sie genügt, um sich völlig in den Besitz der deutschen Sprache zu setzen, wobei ihnen allerdings die Schule sehr kräftig half. Trotzdem konnte ich noch dieser Tage in einem frisch erschienenen Buche die Angabe lesen, daß noch etwa 250 000 Masuren, d. h. Menschen mit masurischer Muttersprache, vorhanden sind.

Das sind völlig irreführende Angaben, die durch unkundige, mit den Verhältnissen nicht vertraute Leute aus einem Buch ins andere geschleppt werden. Für mich ist die Tatsache entscheidend, daß es nicht tausend Menschen in Masuren gibt, die nicht deutsch verstehen und wenn sie die Scheu vor dem Fremdling verloren haben, auch ganz geläufig in deutscher Sprache antworten können. Ist es mir doch noch im Frühjahr dieses

Jahres passiert, daß mir ein Bauer, mit dem ich masurisch sprach, plötzlich, als mir ein Ausdruck fehlte, ganz freundlich sagte: „Ach, Panie, sprechen wir doch lieber deutsch.“ Die Tatsache, daß bei der Volkszählung der die Listen ausfertigende Lehrer in die betreffende Rubrik „Muttersprache“ „masurisch“ hineinschreibt, braucht keinen darin irre zu machen.

Dem halte ich entgegen, daß im Herzen Masurens, im Ortelsburger Kreis, in den meisten Kirchspielen schon kein Konfirmande mehr in masurischer Sprache unterrichtet und eingeseget wird. Ja, von mehreren Kirchspielen weiß ich es ganz genau, daß der zweisprachige Pfarrer keine masurische Predigt mehr zu halten braucht, weil alle Masuren den deutschen Gottesdienst besuchen. Daß in der Familie noch viel masurisch gesprochen wird, ist eine Erscheinung, die sich auch wohl anderswo zeigen wird.

Man wird es wohl verstehen, daß ich bei dieser Schilderung mich gern auf unverdächtige Zeugen berufe. Als ein solcher kann wohl der bereits von mir genannte Landesgeologe, Dr. Heß von Wichdorff, gelten, der 12 Jahre hindurch jeden Sommer Masuren in amtlicher Eigenschaft bereist hat. Er sagt: „Meine Tätigkeit führte mich fast in alle Teile des Landes. Hier in den engen Verhältnissen der masurischen Landbevölkerung erlebte ich den großen Aufschwung Masurens mit, den der Bau von Chaussees und Eisenbahnen mit sich führte und sah mit eigenen Augen, wie der Masur Stufe um Stufe sich den Verhältnissen anpaßte, die neue Kultur aufnahm . . . Ostpreußen ist mir im Laufe der Jahre gewissermaßen zur zweiten Heimat geworden und manche frohe Stunde hat mir Masuren lieb und wert gemacht. Wenn in dem vorliegenden Buch in der sonst objektiven Darstellung hier und da ein warmer Unterton hervortritt, so mag man dies als Ausdruck treuer Anhänglichkeit an das schöne Land Masuren und seine Bewohner dahinnehmen.“

Nun wollen wir sehen, wie er über meine Landsleute urteilt. Er nennt sie vorzügliche Arbeiter und tüchtige Soldaten. Er hat keine Roheit bei den frohsinnigen, jungen Masuren gefunden, wohl aber eine Lernbegier, die die der

Schule entwachsene majurische Jugend, Burschen wie Mädchen, auszeichnet. Ein Beispiel kann ich hier wohl einstreuen. Einer meiner Nissen, der nur die Dorfschule besucht hatte, hat in 14 Monaten sich soviel Wissen angeeignet, daß er die Prüfung für den einjährig-freiwilligen Dienst bestand.

Weiter berichtet Dr. Heß von Wichdorff, daß die Masuren eifrig vorwärtstreiben, daß selbst kleinere Landwirthschaften durchaus neuzeitlich betrieben werden. Daß die Masuren landwirthschaftliche Zeitungen lesen und daraus Ratschläge entnehmen, die sie mit Erfolg anwenden. Er stellt fest, daß Vieh- und Pferdezuucht sich in Masuren auf der Höhe befinden. Über den Brammtweingenuß sagt er, daß der Masur auch hier heutzutage besser ist, als sein Ruf. Und daß die Trunksucht durch die wirtschaftlich bessere Stellung stark zurückgegangen ist.

Das ist nur ein kleiner Auszug aus einer langen, liebevollen Schilderung.

Ergänzend will ich nur noch hinzufügen, daß sehr viele junge Männer zur Garde und namentlich zur Gardekavallerie ausgehoben werden, wo sie als Offiziersburschen allen anderen vorgezogen werden, weil sie anständig, bescheiden und sauber sind. Und nur die allerwenigsten bleiben in der Großstadt hängen.

Mit Recht hat Dr. Heß von Wichdorff nicht nur den wirtschaftlichen, sondern auch den geistigen und sittlichen Umschwung Masurens auf die Verkehrswege zurückgeführt, die das Land seit 1872 mit der Welt verbinden.

Masuren hat im vorigen Jahrhundert mit Recht als das Stiefkind des preußischen Staates gegolten. Und vielleicht wäre es durch Bahnen und andere Wege nicht so schnell erschlossen worden, wenn nicht strategische Rücksichten ihm die Verkehrsstraßen beschert hätten.

Eine richtige Würdigung der Erhebung Masurens aus tiefster Not kann nur der geben, der aus eigener Anschauung einen Vergleich zwischen einst und jetzt zu ziehen vermag. Damals gab es in keinem Dorf ein massives Haus, sondern alle Bauernhäuser waren aus Holz gebaut und mit Stroh bedeckt. Aber nicht ohne allen Schmuck, denn die nach der Straße ge-



Aus: „Ostpreußen“

R. Kiepert, Charlottenburg

## Marktplatz in Soldau vor der Zerstörung



Aus: „Ostpreußen“

R. Kiepert, Charlottenburg

## Marktplatz in Soldau nach der Zerstörung





Aus: „Ostpreußen“

R. Kiepert, Charlottenburg

### Marktplatz in Meidenburg vor der Zerstörung



Aus: „Ostpreußen“

R. Kiepert Charlottenburg

### Marktplatz in Meidenburg nach der Zerstörung



richteten Giebel wiesen reiche Verzierungen durch aufgenagelte Linienornamente oder sogar Schnitzereien auf.

Jetzt unterscheidet sich ein masurisches Dorf kaum noch von einem Ort im Reich. Die Häuser sind aus Ziegel gebaut und massiv gedeckt. Die Ställe meistens aus Steinen erbaut und mit Kalk verputzt. Ja, vielfach ist das Gehöft in steinreichen Gegenden noch von einer mannshohen Steinmauer umgeben. Nur ab und zu findet man noch eine alte, windschiefe Chaluppe.

Überall im Lande gibt es Deckstationen, in die vom nächsten Gestüt zwei bis vier Hengste entsandt werden. Fast jedes größere Dorf hat seine Genossenschaftsmeierei. Eigentlich müßte ich richtiger sagen, hatte, denn ich spreche von vergangenen Zeiten, aber sie werden hoffentlich wiederkehren.

Ich übertreibe nicht im geringsten, wenn ich sage, daß in Masuren vor dem Kriege behaglicher Wohlstand herrschte. Kann ich doch jeden Satz, den ich niederschreibe, durch soundsoviele Beispiele unter Namensnennung belegen. Auf's Geratewohl greife ich eine Familie heraus, deren Entwicklung ich näher schildern will. Der Großvater sprach nur gebrochen deutsch. Der Sohn, der bei den Gardeulanen gestanden und den Krieg mit Frankreich mitgemacht hatte, erwies sich als ein sehr tüchtiger Wirt, der es auf einem Mittelgut mit leichtem Boden zu Wohlstand brachte. Er fand ein Tonlager auf seinem Besitz und zögerte keinen Augenblick, eine Ziegelei einzurichten. Gerade zur rechten Zeit, als die Regierung neue Schulhäuser bauen ließ und auch die Bauern ihre alten Chaluppen durch massive Häuser ersetzten.

Von seinen Söhnen schickte er einen auf die Unteroffizierschule und ließ ihn auf Versorgung weiterdienen. Der andere lernte die Landwirtschaft, um später das väterliche Gut zu übernehmen. Von den Töchtern heiratete die eine einen deutschen Gastwirt und die zweite einen Kreiswiesenbaumeister. Beide Mädchen hatten ihre Bildung in der städtischen Töchterschule erhalten. Eine unverheiratete Tochter wurde weit ins Reich nach Goslar in ein Pensionat geschickt, wo sie einen sehr guten hauswirtschaftlichen Unterricht erhielt.

Der Leser kann gefälligst selbst entscheiden, wie weit noch ein masureischer Bauer unter seinen Stammesgenossen im Reich steht. Es scheint, als wenn die Zeit des Niederganges in den Masuren Energien angesammelt hat, die jetzt hervorbrechen, und sich in segensreicher Weise betätigen.

Dr. Heß von Wichdorff bezeugt ausdrücklich: „Indessen scheint auch reichlicher Branntweingenuß dem Masur nicht viel zu schaden und man vermißt bei ihnen zumeist die schädlichen Einflüsse und körperzerrüttenden Folgen des Alkohols. Sie haben durchweg gesunde, kräftige Kinder, die später in großer Zahl militärtauglich sind. Auch sieht man in jenen Gegenden viel alte Leute.“

Ergänzend möchte ich bemerken, daß meine Landsleute sich selbst gern als „Steinmasuren“ bezeichnen. Nicht ganz mit Unrecht, denn ich habe es in meiner Jugend noch selbst erlebt, daß betrunkene Männer und Frauen bei starker Kälte ihren Rausch im Chauffeegraben ausschließen und ohne Schädigung ihrer Gesundheit dasselbe Stückchen öfter wiederholten.

Von den alten Sitten und Gebräuchen ist nicht viel übrig geblieben. Nur der Plon, das Erntefest, hat sich seit früher nicht im geringsten geändert. Aus der letzten Hocke, die gesetzt wird, ziehen Männer und Frauen unter Gesang die größten Ähren und vereinigen sie zu einer Krone, die mit bunten Seidenbändern geschmückt und auf die Sense des Vorschneiters gesetzt wird. Damit ziehen sie in ihren Arbeitskleidern vor das Haus des Bauern und singen ein langes Lied von mindestens 30 Versen.

Sobald das Lied verklungen und die Erntekrone überreicht ist, beginnt ein hastiges Flüchten, denn von allen Seiten ergießen sich aus Eimern und Spritzen kräftige Wasserstrahlen auf die Schnitter. Man glaubt noch immer, daß im nächsten Jahr das Getreide nicht genug Regen bekommen würde, wenn die Schnitter trocken blieben.

Nach Anlegung ihrer Feiertagskleider erscheinen die Arbeiter wieder auf dem Hof, wo ihnen ein Festmahl vorgesetzt wird. Fleisch, Fisch und eine Schüssel Reis, dazu Bier und

Schnaps. Dann folgt noch bis in die Nacht hinein ein Länzchen, wozu einer auf der Ziehharmonika aufspielt. In manchen Dörfern ist die Sitte, daß die Bauern sich gegenseitig bei der Ernte helfen, und daß die Arbeiter dann jeden Abend noch einen Schmaus mit nachfolgendem Tanz bekommen. Trotzdem beginnt am nächsten Morgen die Arbeit, noch ehe die Sonne aufgeht und endigt erst, wenn das Abendrot am Himmel verbleicht.

Am Johanniabend flammen auf allen Bergen Feuer auf. Große Holzstöße, leere Teertonnen usw. werden schon vorher dorthin geschafft. Mit Vorliebe zimmern die jungen Burschen ein kleines Floß aus Stangen, setzen eine brennende Teertonne darauf, und lassen sie mit den Wellen davonschwimmen, oder sie umwickeln ein Rad mit teergetränktem Stroh, entzünden es und lassen es den Berg hinabsaufen.

Familienfeste werden noch mehrere Tage gefeiert, nicht nur Hochzeiten, sondern auch Kindtaufen.

Für seine Toten hatte der Masur nicht viel übrig. Die Gräber werden einmal bepflanzt und dann sich selbst überlassen. Auch hierin hat sich schon viel geändert und man sieht schon auf masurischen Kirchhöfen schmucke Kreuze und wohlgepflegte Gräber.

Immer mehr schwinden die Eigentümlichkeiten. Die Kleidung der Masuren, namentlich der wohlhabenderen unterscheidet sich schon in nichts mehr von derjenigen des Städters. In den kleinen Städten herrscht Handel und Wandel, der mit dem zunehmenden Wohlstand des Landes emporgeblüht ist. Jedes Dorf hat seine schmucke Schule, und es wird wohl wenige geben, in denen noch die ersten Jahrgänge in masurischer Sprache unterrichtet werden müssen. Nein, die meisten Kinder lernen bereits im Elternhause so viel deutsch, daß sie vom ersten Augenblick an dem Unterricht in der Schule folgen können.

Auch der Aberglaube ist zum größten Teil ausgerottet. Raum, daß hier und dort ein altes Weib die Kunst des Besprechens ausübt, aber meist in Verbindung mit bewährten Hausmitteln. Die Zeit des Überganges könnte ich an vielen

Beispielen schildern, denn meine Eltern wurden vielfach in Krankheitsfällen mit Rat und Tat in Anspruch genommen. Meine Mutter wandte mit Vorliebe nasse Umschläge und bei Verletzungen eine Salbe an, die sie in jedem Mai aus Kräutern, Wachs und duftigem Tannenharz selbst bereitete.

Das Hauptmittel meines Vaters bestand in einem Schuß Schwarzpulver, der in einem großen Glas Schnaps verabreicht wurde. Es wirkte im höchsten Maße schweißtreibend. In der ersten Zeit, als das Petroleum aufkam, wandte er auch dieses äußerlich sowie innerlich an. Über seine Heilkraft kann ich kein Urteil abgeben. Ich weiß nur, daß die Anwendung dieses Mittels an dem Widerspruch meiner Mutter scheiterte, die sich weigerte, von dem teuren Leuchtstoff unentgeltlich täglich einige Schnäpse abzugeben.

Je älter der Mensch wird, desto lieber werden ihm die Erinnerungen aus der Jugendzeit. Trotzdem fühle ich kein Bedauern, daß die Gegenwart mit allem, woran meine Erinnerung liebevoll haftet, vollständig aufgeräumt hat. Es war keine gute alte Zeit für meine Landsleute. Viel besser ist es, daß sie deutsche Kultur angenommen und die Vergangenheit völlig von sich abgetan haben.



## Die Kriegsnot von 1914.

Wir Ostpreußen kannten die Folgen unserer geographischen, Rußland benachbarten Lage, wir wußten, daß der allerhöchste Kriegsherr entschlossen sei, bei einem russischen Angriff auch die Grenze seiner entlegensten Provinz, soweit als militärisch möglich, zu verteidigen, aber wir wußten auch, daß diese Möglichkeit bei einem Mehrfrontenkriege voraussichtlich nicht von vornherein bestehen würde. Wir sahen also voraus, was uns bei einem Kriege mit Rußland drohte, und als nächste Nachbarn hatten wir Grund und Gelegenheit, die Entwicklung der Beziehungen zu unserem russischen Nachbar genauer zu beobachten.

Wie man uns dort von Herzen gesonnen war, wieviel Neid und Mißgunst gegen den wirtschaftlich tüchtigeren Deutschen, der in Rußland tätig war, und gegen den wirtschaftlich besser vorwärtskommenden deutschen Nachbar in unserer Ostmark jenseits der Grenze bestand, wußten wir besser, als die Leute weiter im Reiche. Dankbar, wenn auch von vornherein zweifelnd, begrüßten wir die Versuche unserer Regierung, mit Rußland auf guten Fuß zu kommen. Die Zweifel wurden lebhafter, als wir bemerkten, wie man durch besondere Freundlichkeit während des russisch-japanischen Krieges die Liebe

unseres Nachbarn erzwingen wollte, wie unser damaliger allverehrter kommandierender General, der jetzige Feldmarschall Freiherr von der Goltz, über die Grenze fuhr, um den russischen Truppen, die von der durch deutsche Zusage gesicherten ostpreussischen Grenze fort gegen Japan zogen, Waffenheil zu wünschen.

In den letzten Jahren wurde uns durch unsere geschäftlichen und persönlichen Beziehungen zum Nachbarreiche immer klarer, daß alle solche Bemühungen des friedfertigen Deutschen Reiches auf die Dauer vergebens bleiben würden, daß unter der wohlwollenden Förderung Englands Rußland wie Frankreich fest entschlossen seien, über uns herzufallen, sobald die gewaltigen Vorbereitungen zu ihrem Vernichtungsfeldzeug: in Frankreich die dreijährige Dienstzeit, in Rußland der Ausbau der Grenzeisenbahnen, die Heeresvermehrungen, die Neuschaffung der Flotte, beendigt sein würden. Das Jahr 1916 galt bei uns etwa als der Termin, an dem diese Vorbereitung beendet und alles zum Überfall fertig sein würde.“

Mit diesen Worten schilderte Oberpräsident v. Batocki am 16. März 1915 in seinem Vortrage über Ostpreußens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kurz und treffend die Lage in Ostpreußen vor dem Kriege. Ich muß noch hinzufügen, daß sich überall an der russischen Grenze ein heftiger, durch Jahrzehnte genährter Groll angesammelt hatte, hervorgerufen durch unzählige Übergriffe der Russen. Schmuggler und Auswanderer wurden bis auf preussisches Gebiet verfolgt und von den Grenzwächtern erschossen oder gefangen. Ja aus reinem Übermut schossen die Straßniks auf Menschen, die auf preussischem Boden im Felde arbeiteten. Ohne Ursache wurden Menschen, die mit Paß nach Rußland fuhren, verhaftet und weit ins Innere verschleppt, wobei es meistens nur auf ein von den Angehörigen zu erpressendes Lösegeld abgesehen war.

Es würde zu weit führen, Einzelfälle anzuführen. Man wird mir glauben, daß die Zustände unerträglich waren und auf deutscher Seite eine heftige Erbitterung hervorriefen, namentlich wenn man immer wieder erfuhr, daß selbst Verbrechen keine

Sühne fanden. Daraus erklärt sich auch die unbestreitbare Tatsache, daß die Kriegserklärung an Rußland in Ostpreußen mit mindestens ebenso großer, wenn nicht noch größerer Begeisterung aufgenommen wurde als im Reich, obwohl jeder wußte, daß Rußland dicht hinter der Grenze gewaltige Truppenmassen, namentlich Kavallerie, angehäuft hatte, die blitzschnell in Ostpreußen einbrechen konnten.

Doch diese Besorgnis verschwand vor der freudigen Hoffnung, daß nun endlich mit dem asiatischen Nachbar gründlich abgerechnet werden würde. Der erwartete Einbruch der Russen blieb zunächst aus. Nur Kosaken und kleine Abteilungen Infanterie kamen über die Grenze, und wenn wir dort nur einige Regimenter Kavallerie zum Schutz der Grenze gehabt, wäre Masuren und Litauen nicht schon zweieinhalb Wochen vor dem Anmarsch der großen russischen Armeen heimgesucht worden. Ich spreche nur eine Ansicht ohne jede Beimischung von Kritik aus.

Aber dagegen muß ich mich energisch wenden, daß man die Berichte der Ostpreußen über ihre Leiden als übertrieben bezeichnet, wie es mir gegenüber tatsächlich geschehen ist. Da braucht man nur die Zahlen sprechen zu lassen! Beim ersten und zweiten Einfall sind etwa 2000 Menschen ermordet, 10725 Männer, Frauen, Kinder und Greise zum Teil ermordet, teils weggeschleppt und bis nach Sibirien verschickt worden. Die Plünderung von 80 000 Wohnungen, die Einäschung von Städten und Dörfern, die Niedermegung von Vieh, die Mißhandlung gebrechlicher Personen, die Schändung von Frauen, Mädchen und Kindern, lassen sich nicht durch Anzweiflung aus der Welt schaffen. Ebensowenig die Leiden der 400 000 Flüchtlinge, die alles zurücklassen mußten, um ihr nacktes Leben zu retten.

Die Hauptlast aller Drangsale fiel auch diesmal wieder auf Masuren. Die Bewohner Litauens konnten bis auf einen kleinen Grenzstrich schon im Oktober 1914 in ihre Heimat zurückkehren, die Masuren erst im April und Mai 1915, weil das völlig ausgefogene Land keine Bewohner ernähren konnte. . .

Schon der Vollständigkeit halber muß ich einige Einzelheiten aus den Schreckenstagen anführen. Nur einen ganz winzigen Ausschnitt. . . Ich beginne mit einem Bericht des Besitzers Thielers, den sein Pfarrer Dostocil aus Kleszowen aufgezeichnet hat.

„Als am 11. September die Schlacht bei Szabienien tobte kamen viele verwundete und hungrige Russen bis zu uns auf den Hof. Sie baten um Essen und Trinken und wurden auch verbunden, teils von uns, teils von ihren Kameraden. Der Kampf kam immer näher und schien sich zu unseren Gunsten zu wenden. Schon schlugen deutsche Granaten in unserer nächsten Nähe ein. Am Nachmittag, nachdem die Verwundeten schon fortgegangen waren, trat ein russischer Radfahrer bei uns ein und wollte uns gefangen wegführen. Wir verstanden ihn nicht gleich und zögerten, da kamen noch zwölf andere. So wurden ich und mein sechzehnjähriger stämmiger Sohn Willy mit den anderen Wantischker Männern weggeführt. Meine Frau klammerte sich mit aller Gewalt an mich fest und sagte: „Ich lasse dich nicht allein.“ Die Russen wollten ihr nicht erlauben, mitzukommen, setzten ihr wiederholt das Bajonett auf die Brust und bedrohten sie mit Erschießen, sie ließ sich aber nicht vertreiben.

Wir wurden, im ganzen 13 Personen, nach Brassien geführt, wo wir nach einigen Stunden Wartens von russischen Offizieren untersucht wurden. Die Soldaten, die uns das Geld wieder zurückreichen sollten, steckten es jedesmal selbst ein. Als einer von uns einwandte: „Das ist mein Portemonnaie“, nahm der Soldat alles Geld heraus und gab ihm die leere Börse zurück. Nur ich allein erhielt meine zwei Geldbörsen wieder, weil ich sie aus der Hand des Offiziers direkt abnahm. Auch meine Frau, über die der Offizier aufgebracht war, weil sie mich nicht losließ, wurde untersucht, ja auf den grinsend gegebenen Befehl des Offiziers ein zweites Mal. Ein Kosakenoffizier war auch dabei. Nun fragte ich, warum wir denn verhaftet worden wären. „Es ist in Wantischken geschossen worden.“ Meine wahrheitsgetreue Entgegnung, daß nur russische Soldaten auf Tauben geschossen hätten, galt nicht, und wir mußten weiter

warten. Ein mitleidiger Russe erkundigte sich bei meiner Frau, ob sie Kinder hätte, und als sie es bejahte, kamen ihm die Tränen in die Augen, dann machte er noch das Zeichen, daß wir sterben müßten, und zeigte nach Christiankehmen hinüber, wo Kosaken 13 unschuldige Männer in der widerlichsten, für uns undenkbar Weise langsam zu Tode quälten. Die Leichenteile wurden später zerhackt vorgefunden.

Dieselben Kosaken kamen jetzt blutbesudelt zu uns, und wir wurden ihnen übergeben. Mit Peitsche und Knute trieben sie uns im Lauffschritt nach Darkehmen zu. Zwei Ältere, die trotz Knute nicht mehr mitkonnten, wurden zurückgelassen. Mein tapferer Junge sprang mir immer so zur Seite, daß er auch die Hiebe, die mich treffen sollten, selbst abfieng. Nun konnte meine Frau nicht mehr weiter. Ein Kosak sprengte über sie hinweg, so daß sie zur Seite geschleudert wurde und zurückblieb. Als ich mich umblickte, sah ich, wie sie ganz verzweifelt mit beiden Händen das Gras ausraufte. Kurz vorher war jener Kosakenoffizier dazugekommen, besprach sich mit einem Kosaken und verschwand wieder. Dieser Kosak klopfte mir nun auf die Schulter, nahm mich in den Chausseeegraben und forderte mit diebischen Augen „Geld“. Nach kurzer Unterhandlung händigte ich ihm meine beiden Börsen aus und legte mich dann auf seine Anweisung in einer Wieße lang hin, wo ich die Nacht über liegen bleiben sollte. „Morgen kein Ruff' mehr“, waren die letzten Worte des Kosaken. Die Gefangenen langten nun, wie ich sah, bei der Stelle an, wo die Landstraße nach Bahnhof Darkehmen-Ost abzweigt. Dort an der Schneidemühle sprengten andere Kosaken heran und schrien wild erregt diesen etwas zu, wovon man nur das Wort „Pruff“ verstand. Tatsächlich waren deutsche Patrouillen bis Darkehmen vorgeedrungen. Die Kosaken besprachen sich kurz und hieben dann plötzlich mit Säbeln, Lanzen und Gewehrkolben auf die kleine Schar Gefangener ein. Von weitem sah das aus, wie wenn ein Habicht in eine Schar Rücken hineinfährt. Das hatte bald ein Ende. Der Besitzerjohn Franz Brandstätter, der Arbeiter Baukus und dessen Sohn lagen tot am Boden, die anderen alle auch, leicht oder schwer verwundet, teils in Ohnmacht, teils sich tot stellend.

Nur mein Sohn war allein übrig. Ein Kosakenoffizier wollte ihn erstechen, aber er bat um Erschießen. Da gab er ihm Befehl, er solle versuchen, fortzulaufen, er wolle schießen. Als der Willy das in seiner Todesangst tun wollte, stolperte er über einen Stein und fiel hin. Aber er sprang schnell wieder auf, ergriff den Stein und schleuderte ihn nach dem Offizier, dessen Pferd getroffen seitwärts in die Drahtverhaue sprengte und mit seinem elenden Reiter stürzte. Diesen Augenblick der Verwirrung benutzte Willy und kroch in eine Chausseedrumme, und als er auch da beschossen wurde, auf den Ströpfer Friedhof, wo er erschöpft zwischen den Gräbern zusammenbrach. Am nächsten Morgen fand ihn ein deutscher Sergeant in einem Schützengraben, wohin er sich wohl noch geschleppt hatte, und rüttelte ihn auf. Er war sehr schwach, am ganzen Körper blau unterlaufen von den vielen Schlägen, die er erhalten. Einen Säbelhieb hatte er über den Kopf bekommen, sein Haar war an einer Stelle von einer Kugel versengt, aber keine von den vielen auf ihn abgeschossenen hatte ihn getroffen.“

Den „Ostpreußischen Kriegshesten“, auf Grund amtlicher und privater Berichte herausgegeben von Professor A. Brackmann, Verlag S. Fischer, Berlin, die ich jedem empfehlen kann, der sich eingehend darüber unterrichten will, entnehme ich folgende Tatsachen:

„Wenn die russischen Vortruppen am 2. und 3. August in Eydtkuhnen nicht nur die Lebensmittelgeschäfte ausräumten, sondern auch die Uhrenhandlungen plünderten, wenn sie den ihnen Begegnenden Uhren und bares Geld nahmen, so läßt sich das mit keinem Paragraphen des Kriegsrechtes irgendwie in Einklang bringen. Wenn sie am 3. August in Schwiddern im Kreise Johannsburg eine Besitzersfrau, die den brandstiftenden Soldaten zurief: „Aber Leute, was macht ihr denn da!“ ohne weiteres über den Haufen schossen, wenn sie einen dabeistehenden 80 jährigen Altstizer verwundeten und halbtot in das brennende Haus seines Sohnes warfen, so ist und bleibt das auch unter Kriegsverhältnissen nichts anderes als gemeiner Mord. Die Truppen benahmen sich also von den

ersten Tagen an nicht wie Angehörige einer regulären Armee, sondern wie richtige Marodeure.“

Der Eindruck, den das völlig unberechenbare und sinnlose Verhalten dieser russischen Vortruppen machte, spiegelt sich in den Berichten der Grenzbevölkerung auf das Lebhafteste wider. Aus dem Kreise Johannisburg schreiben z. B. einige Besitzer: „Schon in den ersten Mobilmachungstagen wurde unser Dorf, das ungefähr zwei Kilometer von der Grenze entfernt liegt, überfallen, und zwar von Kosaken. Sie ritten kreuz und quer durch das Dorf, nahmen 28 Pferde, Schweine, Gänse und Kühe mit; auch Geld, Uhren, Ringe und Wäsche schafften sie auf Wagen, die sie uns raubten, über die Grenze. Von uns zogen sie in das Nachbardorf, wo sie es ebenso machten. Um unser Leben zu retten, mußten wir in die Wälder flüchten, wo wir uns mehrere Nächte verborgen hielten.“

Schlimmeres berichtet ein Mühlenbesitzer aus dem Kreise Lyck: „Am 4. August kam eine Kosakenpatrouille von zwölf Mann in unser Dorf, umzingelten mein Nachbargehöft und schossen ohne jeden Grund wild in das Haus hinein. Auf die Schüsse hin floh der Sohn des Besitzers über die Gartenhecke. Die Kosaken sahen ihn und schrien hinter ihm her, daß er halt machen solle. Als er nicht stand, schossen sie ihn nieder. Ich stand etwa 30 Schritte entfernt und sah ihn tot zusammenbrechen. An demselben Tage sah ich einen Maurer aus unserem Dorfe auf dem Rade kommen. Die Kosaken waren sofort hinter ihm her, schossen auf ihn, und als er hielt, griffen sie ihn, brachen ihm die Handgelenke, so daß der Mann jämmerlich schrie. Er riß sich aber trotzdem los, floh ins Haus eine Treppe hoch und warf sich auf ein Bett, um sich zu verstecken. Ein Kosak hinter ihm her. Dann hörte ich dumpfe Schüsse fallen, und als ich mit mehreren Männern nach oben lief, fanden wir den Maurer mit einer tödlichen Stirnwunde im Bett liegen.“

Wohl am bekanntesten sind aus jenen Tagen die Vorgänge in Schwiddern bei Bialla im Kreise Johannisburg geworden. In diesen Ort, der dicht an der Grenze liegt, rückten

am 3. August in aller Frühe Kojaken und eröffneten alsbald ein heillofes Gewehrfeuer auf alle Häuser und auch auf die Einwohner, ohne daß von deren Seite auch nur das Geringste geschehen war. Als etwa 50 Personen in heller Verzweiflung nach einem dichten Erlengebüsch liefen, um dort Schutz zu suchen, gaben die Russen Schnellfeuer auf das Gebüsch ab und töteten und verwundeten eine Reihe von Personen. Mit Recht hat unsere Regierung am 17. August öffentlich gegen eine solche, dem Völkerrecht zuwiderlaufende Art der Kriegsführung Protest erhoben und Rußland die Verantwortung zugeschoben, wenn die Kampfweise künftig einen besonders schroffen Charakter annehmen sollte.

Am 28. August kam die Frau des von den Russen erschossenen Dorfdieners von Heinrichsdorf zum katholischen Ortspfarrer von Santoppen und bestellte Begräbnis und Läuten. Der Pfarrer schlug das Läuten ab, die Frau ging aber ins Dorf und ließ auf eigene Verantwortung hin läuten. Bald darauf kam russische Kavallerie, sekte den Pfarrer, zwölf Personen aus Santoppen, ferner den Gymnasialprofessor Kallweit aus Köffel, der beim Pfarrer mit seinen Schwestern und einer alten Tante zum Besuch war, den Gemeindevorsteher und andere Bewohner von Heinrichsdorf, im ganzen etwa 20 Personen, gefangen und füsilierte sie.

Ein zweiter viel besprochener Fall ist die Haltung der russischen Truppenführer bei der Exekution in Abschwangen. Es ist Kriegsbrauch, daß Frantkireure erschossen, ihre Häuser niedergebrannt werden. Wie aber machten es die Russen in Abschwangen? Auf den bloßen Verdacht hin, daß aus dem Dorfe geschossen sei, brachten sie eine große Anzahl von Personen ohne jede Untersuchung ums Leben. Was ihnen in die Hände lief, wurde niedergeschossen oder durch Lanzenstiche und Kolbenstöße getötet. Ein Augenzeuge, der bei der Exekution zugegen war, Rittergutsbesitzer Born, hat in einem kleinen Hefte die Szene sehr anschaulich beschrieben. Wir entnehmen seiner Schilderung vor allem, daß das Blutbad in Gegenwart und auf Geheiß russischer höherer Offiziere geschah. Ohne daß sie sich davon überzeugten, ob es sich wirklich

um Franktireure handelte, ließen sie hier über ein halbes Hundert Personen ums Leben bringen. Und unmittelbar darauf stellte es sich heraus, daß alle diese Personen schuldlos geopfert waren; denn die Schüsse, die im Dorfe fielen, rührten von einer deutschen Kürassierpatrouille her, die auf die Russen geschossen hatte. Wenn sie dabei einen russischen General traf, so erklärt das zwar die Erbitterung der Offiziere, entschuldigt aber das ausschließlich von blinder Wut eingegebene Vorgehen gegen wehrlose Zivilpersonen nicht.

Von solchen Thaten sinnloser Zerstörungswut bis zur Schädigung der Bewohner an Leib und Leben war es nur ein kleiner Schritt. Ein Gutsbesitzer berichtet, daß die Russen bei ihrem Rückzuge seinen Gutsinspektor, den Administrator eines Nachbargutes und eine Reihe anderer Personen in einen Keller sperrten. Am anderen Morgen holten sie sie heraus, stellten sie in eine Reihe, ließen den Administrator einige Schritte vorgehen und erschossen ihn dann. Daraufhin führten sie die übrigen wieder in den Keller zurück. Nach einer Stunde wiederholten sie die Szene und erschossen den Oberinspektor des Gutes. So ging das mehrere Stunden weiter, bis fünf Personen erschossen waren. Die übrigen suchten sie im Keller zu verbrennen, was glücklicherweise mißlang. Ausdrücklich wird bemerkt, daß es sich hier nicht um eine Kosakentat handelte, sondern ein höheres Militärkommando am Orte weilte.

In Prostken hatte eine gewisse Familie Junker russische Soldaten bewirtet. Zum Dank überfielen diese die Töchter, und als sich die Eltern dazwischenwarfen, stachen sie diese mit dem Bajonett nieder und töteten oder verwundeten die Töchter bis hinab zum dreijährigen Kinde.

Was die Berichte weiterhin über Vergewaltigungen der Frauen und Mädchen — selbst durch Offiziere — erzählen, wie man Mütter zwang, den Vergewaltigungen ihrer Töchter zuzusehen, wie man Verwundete langsam zu Tode marterte, ihnen die Glieder brach, sie verstümmelte, das kann hier einstweilen nur angedeutet werden. Alle diese Schändlichkeiten werden in Ostpreußen niemals vergessen werden. Zwischen Rußland und uns stehen für alle Zeit die Qualen jener un-

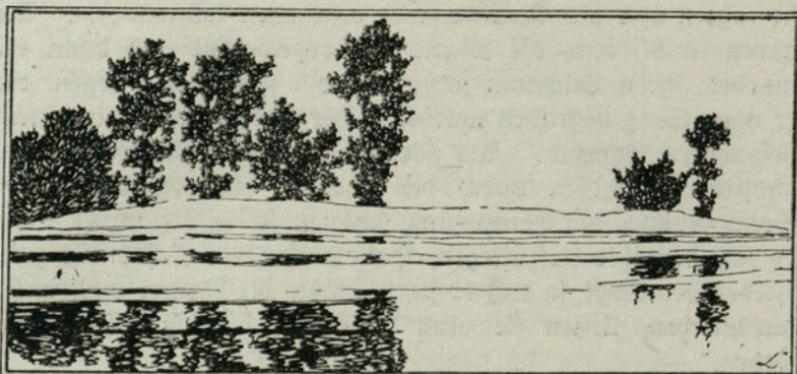
glücklichen Opfer, und wenn unser Volk nach dem Kriege glücklicheren Zeiten entgegengeht, so wird es hoffentlich in der Sonne seines Glücks nie der blutigen Schatten vergessen, die sich aus jenen Gräbern unserer Provinz erheben.

Eine Frau aus Borszymmen im Kreise Lyd erzählt: „Als sich unsere Vorposten zurückzogen, quartierten sich die Russen bei uns ein. Sie plünderten zunächst sämtliche Gasthöfe und betranken sich. Furchtbar hausten sie bei Sch. Hier war nur noch die alte Mutter und drei Dienstmädchen zu Hause. Obgleich die letzteren sich versteckt hatten, wurden sie von den Russen gefunden. Während es den beiden älteren gelang, zu entfliehen, fiel ihnen das kleinste, erst 14 Jahre alte Hausmädchen in die Hände und wurde von mehreren Kosaken vergewaltigt. . . Solche Vorgänge blieben von nun ab keine Seltenheit mehr. Sobald es dunkel wurde, sah man die russischen Unholde mit Fackeln und Lampen durch die Häuser gehen und Böden und Keller nach Frauen und Mädchen absuchen. Meine Schwägerin und ihre 24 jährige Tochter konnten sich eines Abends nur dadurch von diesem meist betrunkenen Gesindel retten, daß sie durchs Fenster sprangen und sich auf dem Felde versteckten. Dann flohen sie noch in dieser Nacht nach dem Nachbardorfe, wohin ihnen in den nächsten Tagen mehrere Frauen und Mädchen folgten.“

Aus Neuendorf, Kreis Lyd: Der eine erzählt: „Am 9. September kamen die Russen nach Neuendorf. In unserer Stube lag der Vater krank. Als die Kosaken den Schrank aufbrachen und die Uhr nahmen, ging er auf die Straße; aber sie durchsuchten ihn und hätten ihn fast erschlagen, wenn nicht ein Kosak sich seiner erbarmt und gerufen hätte: ‚Laßt ihn gehen, er ist krank.‘ Dann gingen sie in den Keller, wo sich zehn Frauen mit Kindern versteckt hatten. Der Bauer Ludwig K. wollte sie zurückhalten; da ergriffen sie ihn und schossen ihn tot. Wir sahen ihn später tot auf der Wiese liegen. Dann sperren sie den Keller zu und verteilten etwa die Hälfte aller Dorfbewohner auf zwei Ställe, indem sie sie zu verbrennen suchten. Sie waren aber so betrunken, daß sie bald einschliefen. So kam es, daß unsere nachstürmenden Soldaten

sie faßten und als Mordbrenner erschießen konnten . . . Sie haben in N. auch die Marie K. vergewaltigt und dann ermordet; ihren Leichnam sahen wir ein paar Tage liegen, bis er ohne Sarg begraben wurde.“ Der andere erzählt in einem besonderen Berichte: „Als wir uns im Keller versteckt hatten, schossen die Russen durch die Fenster. Unseren 17 jährigen Sohn Gustav, der herausging, schossen sie in die Brust. Als er sich bemühte aufzustehen, spaltete ihm ein Kosak mit zwei Hieben den Kopf, so daß er starb. Auch die Mutter wollten sie durchstechen, ließen sie aber schließlich, als sie weinte, am Leben.“

Genug davon!



## Der Wiederaufbau.

Unser schönes Masurenland ist eine Wüste, Unersetzliches ist verloren. Aber ich weiß mich mit jedem Deutschen eins, wenn ich gelobe, daß das, was Menschenkraft vermag, geschehen wird, um neues frisches Leben aus den Ruinen entstehen zu lassen."

Worte des Kaisers am 17. Februar 1915.

In einer Versammlung, in der eine Hilfsaktion für Ostpreußen beraten wurde, mußte ich von einem hohen Beamten folgenden Ausspruch hören:

„Leider besteht die Befürchtung, daß ein erheblicher Teil der ostpreußischen Flüchtlinge nicht wieder in die Heimat zurückkehren wird.“

Meine Erwiderung mußte sich leider in parlamentarische Formen kleiden, aber sie ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Und die Zeit hat mir Recht gegeben! Heute kann keiner behaupten, daß die ostpreußischen Flüchtlinge die Heimat vergessen und im Stich gelassen hat. Die Ausnahmen sind verschwindend gering und betreffen fast nur Arbeiter, die sich bereits innerlich von der Heimat gelöst und durch verlockende Angebote nach dem Westen gelockt wurden. Ich bin der Letzte, der einen Stein auf sie werfen möchte. Nach einer auf amtlichen Grundlagen beruhenden Berechnung des Herausgebers der „Ostpreußischen Heimat“, des verdienstvollen Vorsitzenden des Ausschusses der ostpreußischen Flüchtlinge,



Aus: „Der Wiederaufbau Ostpreußens“

Burgverlag G. m. b. H

Bischofsburg





Aus: „Der Wiederaufbau Ostpreußens“

Burgverlag G. m. b. H.

## Kastenburg

Im Hintergrunde das Ordenschloß und die St. Georgskirche



Eduard Kentel, sind rund 10 000 Ostpreußen noch nicht in die Heimat zurückgekehrt. Aber ein Teil wird auch noch den Weg nach Hause finden.

Mit Recht kann man sagen, daß die Zeit der Not in der Fremde die Sehnsucht nach der Heimat gesteigert hat. Und es war wirklich eine Zeit der schweren Not, als selbst wohlhabende Ostpreußen in Berlin und anderswo auf die milde Hand ihrer Mitmenschen angewiesen waren. Ohne Zweifel hatten alle Flüchtlinge, die durch die Russen vertrieben waren, einen vollen und gerechten Anspruch darauf, vom Staat oder Reich soweit unterstützt zu werden, wie z. B. die Familien der Kriegsteilnehmer. Darüber kann gar kein Zweifel bestehen, und es wäre auch nicht möglich gewesen, zwischen einem berechtigten und unberechtigten Verlassen der Heimat zu unterscheiden. Denn wie der Oberpräsident v. Batocki in seiner Rede selbst mitteilte, ist am 21. oder 22. August 1914 die Bevölkerung Ostpreußens durch einen militärischen Erlaß, dessen Vorgeschichte nicht ganz aufgeklärt ist, aufgefordert worden, Vieh, Pferde und Vorräte über die Weichsel in Sicherheit zu bringen.

Ein Versuch, gesetzliche Unterstützungen für die Flüchtlinge zu erwirken, den ich im Auftrag des Ausschusses ostpreußischer Flüchtlinge unternahm, scheiterte an dem Widerspruch der Reichsregierung, obwohl alle Fraktionen des Reichstages bereit waren, den Flüchtlingen eine gesetzliche Unterstützung zu bewilligen.

Schweigend nahmen die Flüchtlinge meine Mitteilungen von dem Scheitern unserer Bemühungen entgegen. Aber im kleinen Kreise öffneten sich die Herzen und bekannten offen ihre Besorgnis, daß der Fiskus — der bestgehaßte Kerl in Ostpreußen — ihnen den erlittenen Schaden an Gebäuden, Getreide, Vieh und Möbeln nur unvollkommen ersetzen werde. Und sie hätten doch nicht nur Monate ihre sicheren Einnahmen eingebüßt, sondern ihre Notgroschen aufgezehrt.

Aber eine feste Hoffnung setzten sie auf den Kaiser. Der würde schon Feuer dahinter machen. . . . Nun, bis jetzt ist das noch nicht nötig gewesen. Die Männer, die jetzt am Wieder-

aufbau Ostpreußens — jetzt muß ich über Masuren hinausgehen — arbeiten, ich nenne mit freudiger Anerkennung den Oberpräsidenten v. Batocki und den Landeshauptmann v. Berg, brauchen keinen Ansporn, und sie sind Manns genug, die Verwaltungsmaschine in Trab zu bringen. Und deshalb hoffe ich, daß das angeführte Wort des Kaisers und seine Erlasse vom 27. August und 24. September 1914 genügen werden. Denn es wäre nicht nur ungerecht, sondern auch töricht, bei den Entschädigungen zu knausern und kleinlich ab-zuzwacken, natürlich aber unter schärfster Abweisung aller unberechtigten Ansprüche.

Als Beispiel möchte ich einen Fall hinstellen. Wie soll ein Besitzer ohne jahrelange Entbehrungen sich sein Heim neu einrichten, wenn ihm 50 und mehr Prozent für Abnutzung der Möbel vom Anschaffungspreis abgezogen werden. Kann er sich mit 70 Mark ein neues Sofa kaufen, das 250 Mark kostet?

Hoffen wir das Beste, lieber Leser! Wenn der Staat nur einigermaßen großzügig vorgeht, wird nicht nur neues Leben aus den Ruinen entstehen, sondern Ostpreußen wird aus Schutt und Asche schöner erstehen und kräftiger emporblühen als zuvor. Haben sich doch so viele Herzen und Hände geöffnet, daß man nur mit feuchten Augen davon sprechen kann.

In Wort und Schrift habe ich meiner Heimat Freunde zu werben gesucht und auch mit diesem Buch verfolge ich denselben Zweck. Aber neidlos — weil es meiner Heimat gilt — erkenne ich an, daß ein zündender Gedanke mehr erreicht hat, als Wort und Schrift. Das ist die Idee der Patenschaft, für die alle Ostpreußen dem Vater dieses Gedankens, dem Polizeipräsidenten von Schöneberg, Freiherrn v. Lüdinghausen-Wolff, in ihren Herzen ein Denkmal, dauernder als Erz und Stein, errichtet haben.

Wie ein heiliger Blitz schlug der Gedanke, daß reiche Gemeinden und Städte „im Reich“ als Pate einen zerstörten Ort oder Bezirk in Ostpreußen unter ihre Obhut und Fürsorge nehmen möchten, in die Herzen. Und jetzt, nach wenigen Monden, sind nicht nur fast alle Kreise und Orte Ostpreußens mit wohlhabenden Paten versorgt, sondern auch über zehn

Millionen Mark sind gesammelt, mit denen über das Notwendige hinaus, das der Staat zu leisten hat, das Nützliche und Angenehme für die Schützlinge geschaffen werden soll und kann.

Dabei fällt mir Onkel Bräsig ein, wie er sich darüber ärgert, daß ihm die lateinischen Ökonomen, als sie ihm mit Geld aus der Klemme halfen, auch noch mit guten Ratsschlägen unter die Augen gehen, wie er es bewahren und anwenden soll. Gegen die Paten müssen die Ostpreußen sich dankbar bescheiden und dürfen ihnen nur mit Wünschen nahen. Es wurmt sie nur, daß mit der Staatshilfe eine Bevormundung eintreten soll. . . . Nun, ehrlich gestanden: auch mir gings anfangs gegen den Strich, daß man ihnen „Berater“ auf die Nase gesetzt hat. Aber kein Brei wird so heiß gegessen, wie er gekocht ist. Und die Dickköpfigkeit meiner Landsleute — in gutem Sinne natürlich — wird sich gegen Uebereifer schon zu wehren wissen. Auch die Berater werden es einsehen, daß einem Handwerker das winzige Häuschen am Markt oder in der Hauptgeschäftsstraße als Nahrungsstelle immer wertvoller bleiben wird, als ein stattliches Haus am neuen Außenring. . .

Daß man das Aussehen der Städte und Dörfer verschönern will, dagegen kann niemand etwas einwenden. Aber wenn ich lese, daß alle Häuser einer kleinen Stadt nur zweistöckig gebaut werden sollen, dann muß ich doch mit dem Kopf schütteln. Was macht man mit den drei- und vierstöckigen Kasten, die im übelsten Stil der Gründerzeit erbaut, bisher schon das geschlossene Städtebild verhandelt haben? Will man sie niederreißen, wo sie stehen geblieben sind? Wenn nun aber ein wohlhabender Mann in Voraussicht eines zukünftigen Bedarfs an Wohnungen drei, vier Stock hoch bauen will? Und durch Belegung Ostpreußens mit Garnisonen kann nach dem Kriege leicht starker Wohnungsbedarf eintreten. . . . Da erscheint es mir doch fraglich, ob man ein Schönheitsideal über die wirtschaftliche Zweckmäßigkeit setzen darf. . . .

Das sind Gedanken und Besorgnisse, die mir von den Flüchtlingen überkommen sind . . . Und die demonstrativen Beifall erhielten, als ich sie in großer Versammlung aus-

sprach . . . Sie mögen kleinlich erscheinen, aber nach meiner Ansicht ist ein winziges Häuschen, das sich ein Handwerker mit Hilfe eines Maurerpoliers erbaut, für Ostpreußen wichtiger als alle Architekturschönheiten.

Sind ut sint aut non sint!

Ich habe mich verpflichtet gefühlt, mich zum Dolmetsch der Gefühle und Anschauungen meiner Landsleute zu machen, weil ich als völlig unabhängiger Mann da sprechen kann, wo andere verstummen müssen. Deshalb kann ich auch hier zu meinen Landsleuten, denen ich in der Kriegsnot helfend und ratend zur Seite gestanden habe, sagen: „Stellt eure Wünsche zurück! Nehmt dankbar an, was euch aus treuem Herzen und ehrlichem Wohlwollen geboten wird! Ihr steht zu treuen Händen, die ganz Deutschland über euch ausgebreitet hat!“





## Die Organisation des Aufbaues.

Es wäre undankbar, nicht anzuerkennen, daß die Ostpreußen ihrem Unglück ein Interesse zu verdanken haben, das imstande ist, die Provinz in einem Jahrzehnt über ein Jahrhundert langamer Entwicklung empor zu führen. Ich brauche bloß einige Schlagworte herauszuschmettern: Ausbau des Kanalnetzes, Elektrifizierung, gemeinnützige Einrichtungen, durch die Paten geschaffen, Ansiedlung Kriegsbeschädigter. . . .

Darüber möchte ich eine kleine Auslese der verschiedenen Ansichten und Ratschläge zusammenstellen, um dem Leser einen Begriff davon zu geben, daß die besten Männer Deutschlands ihr Interesse meiner Heimatsprovinz zugewandt haben.

Zunächst seien hier die Paten und ihre Schützlinge verzeichnet. Es sind jetzt gegründet folgende 27 Vereine: 1. Berlin-Schöneberg für Domna u; 2. Berlin-Wilmersdorf für Gerdauen; 3. Charlottenburg für Soldau; 4. Berlin für Gumbinnen, Stadt und Kreis; 5. Berlin-Grünwald für Nordenburg; 6. Leipzig für Hohenstein; 7. Landesverein Großherzogtum Sachsen-Weimar für die ländlichen Ortschaften des Kreises Pr. = Eylau; 8. Verein des Regierungsbezirks Oppeln für Stadt und Kreis Lyck;

9. Potsdam für die Kirchspiele Groß-Kominten und Dubeningken im Kreise Goldap; 10. Verein des Regierungsbezirks Arnberg für Sensburg, Stadt und Kreis; 11. Berlin für den Kreis Ortelburg; 12. Bremen für Schirwindt; 13. Dresden und Umgebung für Darkehmen, Stadt und Kreis; 14. Braunschweig (Landesverein) für Goldap, Stadt und Kreis; 15. Regierungsbezirk Düsseldorf für den Kreis Heilsberg; 16. derselbe für den Kreis Wehlau; 17. derselbe für den Kreis Angerburg; 18. derselbe für den Kreis Olesko; 19. Regierungsbezirk Breslau für Pilskalen, Stadt und Kreis, ohne Schirwindt; 20. Regierungsbezirk Cöln für den Kreis Reidenburg (ohne Soldau); 21. Regierungsbezirk Minden für den Kreis Osterode; 22. Cassel für Stadt Stallupönen; 23. Provinz Schleswig-Holstein für Landkreis Tilsit; 24. Frankfurt a. M. für den Kreis Löben; 25. Kreis Teltow für die ländlichen Ortschaften des Kreises Gerdauen.

Über den Wiederaufbau möchte ich zuerst den Fürstlich Dohnaschen Archivar Dr. Chr. Kollmann anführen. Er schreibt:

„Die Gemeindeeinkommenbesteuerung der kleinen ostpreussischen Städte erreicht eine Höhe, die sich in keinem anderen Teile Deutschlands wiederfindet. 300 Prozent der Staatseinkommensteuer ist gar nichts Ungewöhnliches, selbst bis zu 370 Prozent sind vorgekommen. Die Ursache davon liegt zum großen Teil an den Schullasten (im Regierungsbezirk Königsberg 183%, Gumbinnen 339%, Allenstein 475%), zum Teil aber auch an den von obenher mit vielem Nachdruck ohne Rücksicht auf die Vermögenslage der Städte gestellten Anforderungen hinsichtlich Kanalisation, Wasserleitung und anderer sanitärer Maßnahmen, die infolge der Kleinheit der Gemeinden ganz unverhältnismäßig teuer wurden.

Man hat in den letzten Jahren vor dem Kriege wiederholt den Versuch gemacht, für die Kleinstädte Ostpreußens Einrichtungen zu schaffen, die der Versorgung der Gemeinden und Privatpersonen mit ausreichendem hypothekarischem Kredit dienen sollten. Aber bis jetzt ist man nie damit zum Ziele gekommen. So haben weder die Gemeinden durch zweckdienliche

Anleihen dem Elend der Kommunallasten abhelfen können, noch waren unternehmungslustige Bürger, mangels des nötigen Kredites, an der wirtschaftlichen Hebung der Heimat mit Erfolg zu arbeiten in der Lage. Könnte der Einzelne besser vorwärts kommen, so würden sich die Kommunallasten von selbst vermindern und umgekehrt. Ein wahrhaft verhängnisvoller Kreis-  
schluß!

Hieran liegt es aber in der Hauptsache, daß die Rückwanderung nicht alle Lücken in der Bevölkerung ausfüllen wird, denn mancher strebsame Handwerker oder Geschäftsmann wird der Meinung sein, im Westen leichter die Früchte seines Fleißes genießen zu können, bei geringeren Steuern und besseren Kreditverhältnissen.

Ob es möglich sein wird, auf gesetzlichem Wege die Verringerung der Kommunallasten, vielleicht durch Abänderung des Schullastengesetzes, herbeizuführen, erscheint zweifelhaft; jedenfalls wird es sich nicht so schnell durchführen lassen wie erwünscht und notwendig ist. Dagegen bietet die Kreditversorgung der kleinen Städte Ostpreußens ein weites und lohnendes Feld für großzügigen privaten Unternehmungsgeist und ließe sich sehr wohl mit den anderweitigen Hilfsveranstaltungen zum Wiederaufbau Ostpreußens sachgemäß vereinigen. Wenn auf diese Weise möglichst schnell und möglichst großzügig der Not der kleinen Städte abgeholfen würde, dann, aber auch nur dann ließe sich hoffen, daß diesen eine sonst lange schwer verwindliche Einbuße an werktätiger Bevölkerung als schlimmste Folge der russischen Verwüstungen erspart bliebe.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die zweckdienliche Erledigung dieser wirtschaftlichen Fragen eine Vorbedingung für die Ausführung aller Pläne ist, die auf eine im Sinne der Heimat- und Denkmalpflege künstlerisch und ästhetisch befriedigende Wiederherstellung der zerstörten Ortschaften und einzelnen Bauwerke abzielen. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß auch die Erörterung der Frage, wie die Wiederherstellung im künstlerischen Sinne zu handhaben sei, bis zur Erledigung der wirtschaftlichen Fragen hinausgeschoben werden müsse. Im Gegenteil, je eher über die Ziele und Wege einer einwandfreien

Wiederherstellung Klarheit erreicht wird, desto besser ist es, um so mehr, da es sich um eine Arbeit handelt, die doch Jahre in Anspruch nehmen wird, wenn etwas Gutes geschaffen werden soll.

Noch ist nicht abzusehen, wann einerseits die Kriegswirren wenigstens für bestimmte Gebiete einen Abschluß finden und ob andererseits bei dem Hin- und Herwogen der großen Kämpfe, bei der Tätigkeit feindlicher Flieger usw. nicht noch immer weitere Schäden entstehen werden. Auch sind die Gedanken des deutschen Volkes von den Kriegsereignissen selbst so vollständig eingenommen, daß es fast scheinen könnte, als wenn es noch viel zu früh wäre, um überhaupt in Erwägung zu ziehen, wann und wie eine Wiederherstellung der zerstörten Orte in die Wege geleitet werden soll.

Trotz der großen Sorgen aber, die unser ganzes Volk bewegen, hat sich vom ersten Augenblick an ein weiter Kreis von Fachleuten, Volkswirten, Architekten und Männern der Verwaltung mit diesem Gedanken beschäftigt.

Eine ganze Reihe von Gesellschaften und Vereinen hat sich gebildet, um die Mittel dafür aufzubringen, große Architektenverbände haben in Eingaben die Grundsätze aufgestellt, nach denen die Baukünstler Deutschlands an den neuen Aufgaben beteiligt werden sollen, und viele Hunderte von einzelnen Baukünstlern haben sich um die Ausführung der Arbeiten um Beteiligung an der Wiederherstellung einzelner Orte, ja einzelner Häuser beworben.

Aber auch in den weitesten Kreisen des Volkes selbst hat sich das lebhafteste Interesse an einer sachgemäßen und künstlerisch befriedigenden, an einer gesundheitlich und städtebaulich erfolgreichen Durchführung der Wiederaufbauarbeiten gezeigt.

Wir dürfen darin einen neuen Beweis erblicken für die außerordentliche Lebenskraft unseres Volkes, für den Mut und die Zuversicht, mit dem es schon jetzt, noch während des großen Ringens, in die Zukunft blickt, und für die eifrige Voraussicht und Vorsorge, mit der unser Volk bereit ist, die aus dem Kriege entstehenden Schäden auf sich zu nehmen und zu ihrer Behebung so tatkräftig einzugreifen, daß im rechten Augenblick alle

theoretischen Vorbereitungen vollendet sind und die tatsächliche Durchführung der Wiederherstellungen nach klaren großen Grundzügen jederzeit begonnen werden kann.

In dem jetzigen Augenblicke nun, in denen solche Aufgaben plötzlich in großem Umfange an unser Volk herantreten, ist es, als stürze sich die gesamte Gemeinde der Baukünstler auf diese Gelegenheit, um endlich die so oft befürworteten Hochziele in weitestem Umfange in die Tat umzusetzen. Alles was die Bewegung für Gartenstädte, für das Kleinwohnungswesen gemeinnütziger Baugenossenschaften, die Stadterweiterungspläne für die großen Städte an Gedanken und Ideen hervorgebracht haben, soll jetzt verwertet werden zu vollendeten Neuschöpfungen in den Landesteilen, die der Krieg verwüstet hat.

Wenn auch bei diesen Bestrebungen der Wunsch nach persönlicher Betätigung, der berechtigte und natürliche Wunsch nach Aufträgen, die die Lage des einzelnen Baukünstlers erleichtern sollen, in vielen Fällen eine Rolle spielen mag, so ist doch im ganzen mit Befriedigung festzustellen, daß diese Bewegung einstimmig gutgeheißen wird, und daß weiteste Kreise schon jetzt an die Lösung von Aufgaben denken, für deren Inangriffnahme mutlose Schwarzseher bei der derzeitigen Kriegslage die Zeit noch nicht für gekommen erachten würden.

Welches sind nun die Grundsätze, die den Arbeiten für die Wiederherstellung z. B. Ostpreußens, von den zuständigen Stellen bisher zugrunde gelegt worden sind? Wirtschaftliche und künstlerische werden am meisten genannt.

Auch die künstlerische Frage wird eingehend behandelt. Es wird vorgeschlagen, die Arbeiten freien Einzelarchitekten zu übertragen, oder von Staats wegen angesehene Baukünstler gegen ein höheres Gehalt anzustellen. Die einen suchen das Heil in staatlichen Bauberatungsstellen, andere wollen sämtliche zerstörten Städte von einer Zentralstelle aus mit Plänen versorgen, andere wieder sehen das Heil in der Betätigung unabhängiger Staatsbeamter, die die gesamte Tätigkeit der Unternehmer und Architekten regeln sollen, was wiederum von anderer Seite mit dem Hinweis auf gewisse Gefahren bei der

bürokratischen Behandlung der Angelegenheit beantwortet wird.

Den richtigen Weg zu finden, um diesen, dem Vaterlande höchst wertvollen Kräften neue Aufgaben zuzuführen, wird eine der wichtigsten Aufgaben der beteiligten einflußreichen und ausschlaggebenden Kreise sein.

Es gilt also auch für Ostpreußen dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß mit den bisher geschaffenen Maßnahmen, die hoffentlich in ihrem Bereiche durchaus segensreich wirken werden, die Beteiligung der deutschen Architektenschaft nicht erschöpft bleiben möge.“

Jetzt bitte ich, die grundlegenden Ausführungen des Prof. Robert Mielke, Schriftführer des Vereins „Heimatschutz in Brandenburg“ anführen zu dürfen:

„Mit der Erstellung nach einem Normaltypus, der vielleicht im 18. Jahrhundert möglich war, läßt sich die Aufgabe heute nicht mehr erfüllen, da die landwirtschaftliche Umgebung Berücksichtigung erheischt, und gerade in diesem Falle die Augen von ganz Deutschland auf Ostpreußen gerichtet sind. Heute sehen wir die verschiedenen Formen des Bauernhauses und der ländlichen Siedlung nicht als zufällige Erscheinungen, sondern als eine Kulturäußerung an, die von der Eigenart eines bestimmten Landschaftstypus und seinen natürlichen Baustoffen bedingt ist und nicht am wenigsten auch von der Bevölkerung abhängt.

Dazu kommt in der wirtschaftlichen Betriebsamkeit ein anderer wichtiger Gestaltungsfaktor. Ostpreußen ist vorwiegend Ackerland mit weiten Feld- und Wiesenflächen, die zum Teil im Großbetrieb, zum kleineren Teil in Bauerngütern bewirtschaftet werden. Dörfer und Höfe haben einen starken agrarischen Zug, der sie an die Ebene zwingt und den einstöckigen Bau zur typischen Landesform macht. Im Elsaß treten dagegen dem Körnerbau Gemüse- und Weinbau an die Seite, ferner fordert die Pflege und der Vertrieb der Milcherzeugnisse eine andere Anlage und Verteilung der ländlichen Räume, was vereint das Dorf „städtischer“ und das Haus vielgestaltiger, freundlicher macht; es wächst in die Höhe und wird stattlicher.

Nur im Wasgenwalde, in dem die Sennwirtschaft vorherrscht, verliert sich die sonnige Heiterkeit des elsässischen Dorfes zugunsten einer ernsteren Stimmung, aus der sie die fortschreitende Industrialisierung des Waldgeländes am allerwenigsten erlösen kann. Bei dieser wirtschaftlichen Grundlage kommt z. B. im Elsaß die Fischerei wenig zur Geltung, obwohl sie ein geschichtliches Recht hat und die Bergbäche einen reichen Forellenbestand beherbergen, während in Ostpreußen zahlreiche Seen, ein weitverästeltes Flußgebiet und eine ausgedehnte Meeresküste ganze Fischerdörfer haben entstehen lassen. In den Formen kommt es zum Ausdruck, daß auch dieser Wirtschaftsbetrieb seine Forderung geltend macht, daß der Fortfall der Scheune einem Hofe eine andere Gestaltung aufzwingt, und daß die winterlichen Ruhepausen einen Hausfleiß begünstigt haben, den das Ackerbaudorf nur wenig und vereinzelt entstehen ließ.

Und schließlich kommt in der Stammesart noch ein dritter Faktor zur Geltung, den man gegenwärtig nicht überall als ausschlaggebend anerkennen will, der aber gerade in Ostpreußen von künstlerischer Bedeutung gewesen war.

Land, Volkseigenart und landwirtschaftliche Gewohnheit haben in Ostpreußen Dörfer und Häuser vielgestaltiger gemacht als in anderen deutschen Landwirtschaftsgebieten. Nicht immer ist Zweckmäßigkeit allein für die Anlage bestimmend gewesen; stammesartige Neigung, geschichtliche Überlieferung und stellenweise auch eine alte Hauskunst haben vereint an der Ausbildung eines ostpreußischen Landschaftsstiles gearbeitet.

Sollen nun die neuen Siedlungen ohne Rücksicht auf Land, Volk und Geschichte erstehen, rein nach einem praktischen Schema? Sollen Häuser und Höfe errichtet werden, die allen zeitgemäßen Fortschritten Rechnung tragen und nur den künstlerischen und technischen Bedingungen entsprechen, die überall im deutschen Reiche stehen können? Der Elsässer, der da weiß, daß seine Dörfer eigenartig und von künstlerischem Reiz sind, würde einen solchen Normaltypus ablehnen. Die bodenständige ostpreußische Dorfkunst ist nicht in gleicher Weise

bekannt und bevorzugt; hier fehlt die innere Widerstandskraft, wenn sie nicht erweckt wird, wenn nicht Dorf und Hof als ostpreußische Bodenkunst ihre Lebensfähigkeit nachdrücklich vertreten. Ein Normaltypus, auch wenn er künstlerisch einwandfrei ist, kann gewiß überall sein, aber er würde das besondere Landschaftliche auslöschen, selbst aber wie die unzähligen modernen Biedermeiereien bald nüchtern und blutlos werden und schließlich zur Übertreibung, zur architektonischen Phrase treiben.

Das ostpreußische Dorf mit seinem landschaftlichen und wirtschaftlichen Gelände hat seine Eigenart ebensowenig willkürlichen Vorgängen zu verdanken wie irgend ein anderes Gebiet Deutschlands. Nur insofern steht es für sich da, als es trotz der Entwicklung der letzten Jahrhunderte in mancher Beziehung noch Reste älterer Zustände mit sich trägt. Die meisten Siedlungen sind verhältnismäßig spät, im 13. Jahrhundert, als die Unterwerfung der heidnischen Preußen völlig abgeschlossen war, in der Form deutscher Gewanndörfer angelegt worden, d. h. als geschlossene Siedlungen innerhalb einer zu gleichen Anteilen ausgelegten Ackerfläche. Die Geschichte hat die Siedlungen an der ungestörten Entwicklung gehemmt, als die ungünstige politische Lage des Ordensstaates und die nochmalige Herrschaft Polens eine weitgehende Zertrümmerung der Bauernländereien herbeiführten. Wiederholte furchtbare Verwüstungen, die noch in das 19. Jahrhundert hineinreichen, haben besonders in den Grenzgebieten manches alte Dorf hinweggefegt. Was sich von älteren Dorfformen durch diese trüben Zeiten hindurch erhalten hatte, ist in seiner wirtschaftlichen Anlage nur zu seinem Vorteil von der 1821 begonnenen, aber schon 1750 verfügten Separation beeinflusst worden. Neben den älteren Siedlungen aus der Ordenszeit waren infolge der Kolonisationstätigkeit der Hohenzollern neuere auf jungfräulichem Boden entstanden, in denen eine arbeitsfleißige Bevölkerung aus ganz Deutschland, ja selbst aus Oesterreich, Frankreich und England angesiedelt wurde. Für diese Neudörfer, die nach einem einheitlichen Plane angelegt wurden, wurde zwar das Straßendorf vorbildlich, indessen schloß es sich doch

auch wieder in der breiten Anlage, in dem räumlichen Anger an den landesüblichen Siedlungstypus an.

Den Beschluß mag Herr Dr. W. Lindner, Geschäftsführer des „Deutschen Bundes Heimatschutz“ machen.

„Das Wiederbesinnen auf verlorengegangene Kulturnotwendigkeiten, von dem gerade die Baukunst des neuen Jahrhunderts getragen wird, bereitet den Wiederaufbau auf das glücklichste vor. Hemmungen, die in einzelnen gesetzlichen Bestimmungen liegen, sollen beseitigt werden. Das ist vor allem in den Leitsätzen ausgedrückt, die der Oberpräsident als Ergebnis der Tagung vom 18. Dezember aufstellte. Sie lauten:

„1. In verschiedenen Städten ist ein Umlegungsverfahren notwendig, für welches gesetzliche Grundlagen zu schaffen sind. In einzelnen Dörfern sind Umlegungen zur Verbesserung der Verkehrsstraßen notwendig.

2. In stark zerstörten Ortschaften werden Ortsstatute gegen Verunstaltung zu erlassen sein.

3. Die Bauordnungen für das platte Land, und vor allem für die Städte, sind durchzuarbeiten, besonders im Sinne der Wirtschaftlichkeit (Vermeidung unnützer kostspieliger Anforderungen) und des Stadtbildes (Beschränkung auf zwei Stockwerke, richtiger Anschluß an die Nebenhäuser, Bedachungsart). Die Festsetzung von Fluchtlinien, hinteren Bebauungslinien und Bauzonen ist zu erwägen.

4. Eine einheitliche Hauptbauberatungsstelle für die Provinz mit ihr unterstellten örtlichen Organen ist erforderlich. Durch geordnete Hereinziehung der Bauberatungsstellen in die baupolizeilichen Angelegenheiten ist ihre Wirksamkeit zu fördern. Schon bei der Festsetzung der Bauordnungen ist neben örtlichen Sachverständigen die Hauptberatungsstelle heranzuziehen.

5. Ein Hand-in-Handgehen der Staatsbauverwaltung mit der Hauptberatungsstelle zur einheitlichen Gestaltung der Stadtbilder ist erwünscht.

6. Die Auswahl der anzustellenden Bauberater ist nicht auf Beamte zu beschränken. Auf praktische, technische und wirtschaftliche Erfahrung ist der Hauptwert zu legen. Die Besol-

ung ist so zu regeln, daß wirklich geeignete Kräfte gewonnen werden können.

7. Das Handwerk und die Architektenschaft der Provinz sind in erster Linie zu berücksichtigen.“

Mit solchen Vorbedingungen voll Klarheit und Großzügigkeit läßt sich vorankommen. Geistiger Weitblick, taktvolle Geschicklichkeit, ein weitherziges und zielbewusstes Verarbeiten der zuströmenden Anregungen und dann auch wieder weises Maßhalten müssen sowohl bei der Hauptbauberatungsstelle wie bei den einzelnen Beratungsstellen vorausgesetzt werden.

Den einzelnen „Bezirksarchitekten“ soll die nötige Freiheit und Selbständigkeit geboten werden, die allein den vollen Erfolg zu gewährleisten vermag. Man braucht wirtschaftlich, technisch und baukünstlerisch geschulte Kräfte und hat darum für Städte wie Gerdauen, Domnau und Allenberg anerkannte Männer zu wünschen. Andererseits kommen viele bescheidenere Aufgaben in Betracht, in kleinsten Stadtgebilden, auf Dörfern und bei ländlichen Einzelbauten, für die erprobte, aber noch verhältnismäßig junge Fachleute in Frage zu ziehen sind, die sich die Sporen verdienen sollen. Einzelaufgaben, wie Rathäuser, Kirchen, sonstige öffentliche Gebäude, dann auch Gutsbauten und Herrenhäuser sollten bei aller gebotenen Sparsamkeit ganz besonders Baukünstlern anvertraut sein. Das sind Aufgaben, bei denen man vielleicht allein, abgesehen von den städtebaulichen in ihrem weiteren Zusammenhange und in ihren inneren Voraussetzungen, von „Kunst“ sprechen kann. Denn bei den Wohnhäusern und Nebengebäuden ist durch die wirtschaftlichen und geschichtlichen Vorbedingungen, durch Sachlichkeit und Schlichtheit, durch ein bis zum Typisieren hinaufdrängendes Auffassen fast von vornherein das Wichtigste klargelegt, namentlich dann, wenn die neuen Bauvorschriften heilsame, engere Grenzen ziehen und wenn in sehr vielen Fällen die stehengebliebenen Baureste wieder benutzt werden. In diesen Punkten ist die bevorstehende Arbeit vielfach von Nichtkennern der Verhältnisse falsch eingeschätzt worden.

Alle Fachleute, die einmal Bauberatung übten, wissen sich über das im Verhältnis zur aufgewandten Mühe erzielte ge-

ringe, bisweilen sogar klägliche Ergebnis einig. Bei der vielgerühmten ostpreussischen Dickköpfigkeit, die allerdings am wenigsten hier am Platze wäre, steht Ähnliches zu befürchten, falls den Bezirksarchitekten nicht viel weitergehende Befugnisse eingeräumt werden. Oft besteht die Bauberatung in der mühseligen Besserung kleiner Einzelheiten an bereits vom ungeschulten Unternehmer aufgestellten Entwürfen, ohne daß klare und die Baupolizei ebenbürtig ergänzende Vorschriften gehandhabt werden können. Hier soll nun aber die Beratung gleich bei der Entwurfsarbeit, zu der unfähige, nur auf möglichst großen Verdienst bedachte Kräfte gar nicht zugelassen werden, von Grund auf und in allen Teilen erfolgen. Sie muß aber auch bis zum Ende durchgeführt werden. Der ostpreussische Maurermeister verfügt im Durchschnitt nicht einmal über die Gaben und Kenntnisse eines „Polier“, das ostpreussische Handwerk liegt arg darnieder. Nun wird gerade im Äußeren der Bauten bei aller Schlichtheit und selbstverständlichen Sachlichkeit die Arbeit an Gesims, Lüren, Fenstern den einzigen Schmuck darstellen. Sie ist oft der persönliche Ton des Hauses und verrät einzig und allein den bescheiden zurückgehaltenen Willen des Architekten. Wird nun nach dem erfreulichen Wunsch der Behörden dem ostpreussischen Handwerkerstande lebhafteste Förderung zuteil, dann hat er seinerseits entgegenzukommen, die sorgliche Überwachung der Ausführung zu verstehen und sich jeder vernünftigen Belehrung zu erschließen.“

Über ostpreussische Stadtanlagen spricht H. Wagners Aufsatz „Der Städtebauer in Ostpreußen“ ausführlicher. Den Städten wird das Sichfügen in die Aufbaugedanken verhältnismäßig leicht fallen. Auf dem Lande ist das schwieriger. Und doch muß sich unbedingt auch dort der Staat das Recht der Einflußnahme bis auf den kleinsten Bau vorbehalten. Der Landbewohner baut immer noch in verkanntem „städtischem“ Geschmack, im berüchtigt gewordenen „Maurermeisterstil“ und mißachtet damit alle gesunden, früher so selbstverständlichen Voraussetzungen. Die Ostpreußen eigentümlichen ländlichen Haustypen zeichneten sich, wie überall die Bauernhausformen im Vaterland, durch ruhig entwickelte, stammesgeschichtliche

überlieferung, durch bodenständige Baustoffe und namentlich durch gleichmäßige Dachdeckung, dann aber auch durch bescheidene Formen einer echten Wohnkultur in Einteilung, Hausgerät und Schmuck aus. Sie waren in den letzten Jahrzehnten unter Verzicht auf einzelne veraltete Baubegriffe und Baustoffe zeitgemäß abgewandelt. Derartige Schöpfungen pflegen im Kern wirtschaftlich einwandfreie Neuerungen zu bergen. Sie sind nur dann zu tadeln, wenn der Grundriß schlecht entwickelt ist oder wenn die Aufwendigkeit der Anlage die Lebenshaltung des Bewohners über Gebühr verteuert. Besserungen, die auf gute Isolierung gegen Wind und Wetter, gegen Grundfeuchtigkeit, auf gute Durchlüftung und Belichtung, auf das Einführen von Windfängen und dergl. abzielen, sind auf das lebhafteste zu begrüßen. Aber nun pflegt das äußere Kleid dieser neuen Häuser meist geradezu häßlich zu sein. Da bedarf es nur weniger, aber grundsätzlicher Änderungen. Man kann ohne jedwede Altertümelei bodenständig bauen und doch einem einzelnen Hause ebenso wie der ganzen Ortschaft den Geist des Landes neu einhauchen. Die Kulturarbeit in Ostpreußen geht noch auf viele andere Dinge hinaus. Da gilt es, Wunden zu heilen, die der Natur geschlagen sind, Bäume zu pflanzen, Hecken zu setzen, Gehölze wieder aufzuforsten, dann vor allem Ödland urbar zu machen. Bei letzterem heißt es vor allem: keinen Baum vernichten, keinen Pfad begrabigen, kein Buschwerk beseitigen, kein Bächlein ändern oder zuschütten, ehe man nicht sicher weiß, ob es dringend nötig ist, ob man nicht anders und geschickter vorzugehen vermag. Manches Stück Ödland und Einsamkeit ist so wertvoll, daß statt seiner ein anderes Stück leichter in Frage kommt, ohne daß Menschen viel Freude und Wild und Vögel der Lebensboden unwiederbringlich genommen wird. Arbeit vom grünen Tisch aus oder Unbedachtsamkeit, womöglich aus engherziger Gewinnsucht, würde sich bitter rächen.

Alles, was mit der Neubelebung und Schönergestaltung der Provinz zu tun hat, muß deutscher Volkswille sein. Solche sichtbaren Spuren unserer größten Jahre verpflichten uns vor der Nachwelt auf das stärkste.



Von  
**Frik Skowronnek**

ist erschienen:

**Rittergut Hohensalchow**

Ein Gutsroman

2. Auflage. 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark

Eine kleine Anzahl vom Autor signierter Exemplare, auf Veltinpapier gedruckt, ist nur vom Verlag zu beziehen. Preis in Leder geb. 8 M.

**Du mein Masuren**

Geschichten und Gestalten — Die Schlacht bei Tannenberg

Preis 1 Mark

**Der Mann von Eisen**

Roman aus Ostpreußens Schredenstagen

Preis 1 Mark

**Mit Büchse und Angel**

Erzählungen von Wald und Wasser

Preis 1 Mark

**Bei den Wölfen der Bjelowjesa**

Humoresken aus Masuren

Preis 50 Pfennig

**Verlag von Otto Janke**

Berlin SW 11, Anhaltstraße 8

# J a n k e : R o m a n e

4 Mark, gebunden 5 Mark

**A. Achleitner**, Hüben und drüben. Hochlandsroman.

- Der Grabenpfarrer. Hochgebirgsroman.
- Der Bezirkshauptmann. Roman aus dem Hochland.
- Die nach Glück und Liebe suchen. Gesellschaftsroman.
- Rauhshützen. Roman aus dem Wildererleben.
- Der Waldkönig. Roman aus dem steirischen Gebirge.

**A. Brausewetter**, Die neue Göttin. Roman.

- Stirb und werde. Roman.
- Königin Lear. Roman.
- Der Herr von Vorkenhagen. Gutsroman.

**M. G. Conrad**, Majestät. Ein Königsroman.

**Lisbet Dill**, Rost. Ein Roman von der Mosel.

**Agnes Harder**, Erbsünde. Roman.

Eine kleine Anzahl Luxus-Exemplare, von der Verfasserin signiert, sind nur vom Verlage direkt zu beziehen. Preis 8 Mark für jedes Exemplar.

**Hans Werder**, Junter Jilgen. Roman.

- Im Burgfrieden. Roman.
- Tiefer als der Tag gedacht. Roman.
- Weidmannsheil. Roman.
- Der Pommeruherzog. Historischer Roman.
- Die Meistergeige. Roman.

Eine kleine Anzahl Luxus-Exemplare, vom Verfasser signiert, sind nur vom Verlage direkt zu beziehen. Preis 8 Mark für jedes Exemplar.

**Fedor v. Zobelstik**, Die Intriganten. Historischer Roman.

- Bis in die Wüste. Roman aus zwei Welten.

**Richard Wof**, Unter den Vorgia. Roman.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder

**Otto Janke / Verlag / Berlin SW 11**

# Deutsche Romanzeitung und Romanbibliothek

Herausgegeben und verlegt von

Otto Janke, Berlin SW 11, Anhaltstraße 8

Unsere seit 1863 erscheinende, äußerst vornehm gehaltene Familien-Wochenschrift bringt im Hauptteil Romane der bekanntesten und gelesensten Schriftsteller, u. a.:  
Arthur Achleitner / Carl Bienenstein / Waldemar Bonsels / Lisbet Dill / Henriette v. Meerheimb  
Otto Overhoff / Helene Rabe / H. v. Preuschen  
Johannes Schlaf / Frhr. v. Schlicht / Hedwig Schobert / Willy Seidel / Fritz Skowronnek  
Richard Voß / Hans Werder / Fedor v. Zobeltzig

## D a s B e i b l a t t

der „Deutschen Romanzeitung“ strebt in jeder Weise danach, die Ideale deutschen Wesens zu nähren, in Ernst und Humor alles zu kräftigen, was den guten Geist des Hauses, was die Herzen und Gemüter zu vertiefen vermag. Die Lyrik findet treuliche Pflege, die, allem guten Neuen freundlich gesinnt, dennoch festhält an den wesentlich berechtigten Ueberlieferungen unserer Dichtung. Jedes Heft enthält spannende Novellen und Skizzen, sowie interessante Aufsätze aus allen Gebieten der Kultur, die mit fesselnd geschriebenen Erzählungen und Humoresken abwechseln. Alle wichtigen Neuerscheinungen der Literatur werden sorgfältig besprochen. Unbeeinflusst von vorübergehenden Zeitströmungen, sucht die „Deutsche Romanzeitung“ eine gesunde moderne Richtung zu verfolgen, unter Pflege des überkommenen Schatzes unserer Literatur und verständnisvoller Würdigung der heranreifenden Talente.

Neu hinzutretenden Abonnenten wird der Anfang der schon begonnenen Romane kostenfrei nachgeliefert.

Preis pro Vierteljahr (13 Hefte) 3 Mark 50 Pf.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung oder Postanstalt entgegen. — Probennummern versendet kostenlos an jeden Interessenten die Verlagsbuchhandlung.

Deutscher Akademischer Austauschdienst  
und Bibliothek

1950-1951

Die Deutsche Akademie der Wissenschaften und der Künste  
hat den Austauschdienst für die Jahre 1950-1951  
aufgefordert, die folgenden Aufgaben zu erfüllen:  
1. Die Aufnahme von Ausländern in die Akademie  
2. Die Aufnahme von Deutschen in die Akademie  
3. Die Aufnahme von Ausländern in die Bibliothek  
4. Die Aufnahme von Deutschen in die Bibliothek

1. Aufnahme von Ausländern in die Akademie

Die Aufnahme von Ausländern in die Akademie  
erfolgt auf Grund der folgenden Kriterien:  
1. Die Ausländer müssen in ihrer Heimat  
eine hervorragende wissenschaftliche  
Tätigkeit verrichten.  
2. Die Ausländer müssen in ihrer Heimat  
eine hervorragende künstlerische  
Tätigkeit verrichten.  
3. Die Ausländer müssen in ihrer Heimat  
eine hervorragende pädagogische  
Tätigkeit verrichten.

Die Aufnahme von Ausländern in die Akademie  
erfolgt auf Grund der folgenden Kriterien:  
1. Die Ausländer müssen in ihrer Heimat  
eine hervorragende wissenschaftliche  
Tätigkeit verrichten.  
2. Die Ausländer müssen in ihrer Heimat  
eine hervorragende künstlerische  
Tätigkeit verrichten.  
3. Die Ausländer müssen in ihrer Heimat  
eine hervorragende pädagogische  
Tätigkeit verrichten.

Die Aufnahme von Ausländern in die Akademie  
erfolgt auf Grund der folgenden Kriterien:  
1. Die Ausländer müssen in ihrer Heimat  
eine hervorragende wissenschaftliche  
Tätigkeit verrichten.  
2. Die Ausländer müssen in ihrer Heimat  
eine hervorragende künstlerische  
Tätigkeit verrichten.  
3. Die Ausländer müssen in ihrer Heimat  
eine hervorragende pädagogische  
Tätigkeit verrichten.

Die Aufnahme von Ausländern in die Akademie  
erfolgt auf Grund der folgenden Kriterien:  
1. Die Ausländer müssen in ihrer Heimat  
eine hervorragende wissenschaftliche  
Tätigkeit verrichten.  
2. Die Ausländer müssen in ihrer Heimat  
eine hervorragende künstlerische  
Tätigkeit verrichten.  
3. Die Ausländer müssen in ihrer Heimat  
eine hervorragende pädagogische  
Tätigkeit verrichten.

acc. 5042/53/51







4100